Casanova's

Flucht aus den Bleikammern

zu

Venedig.

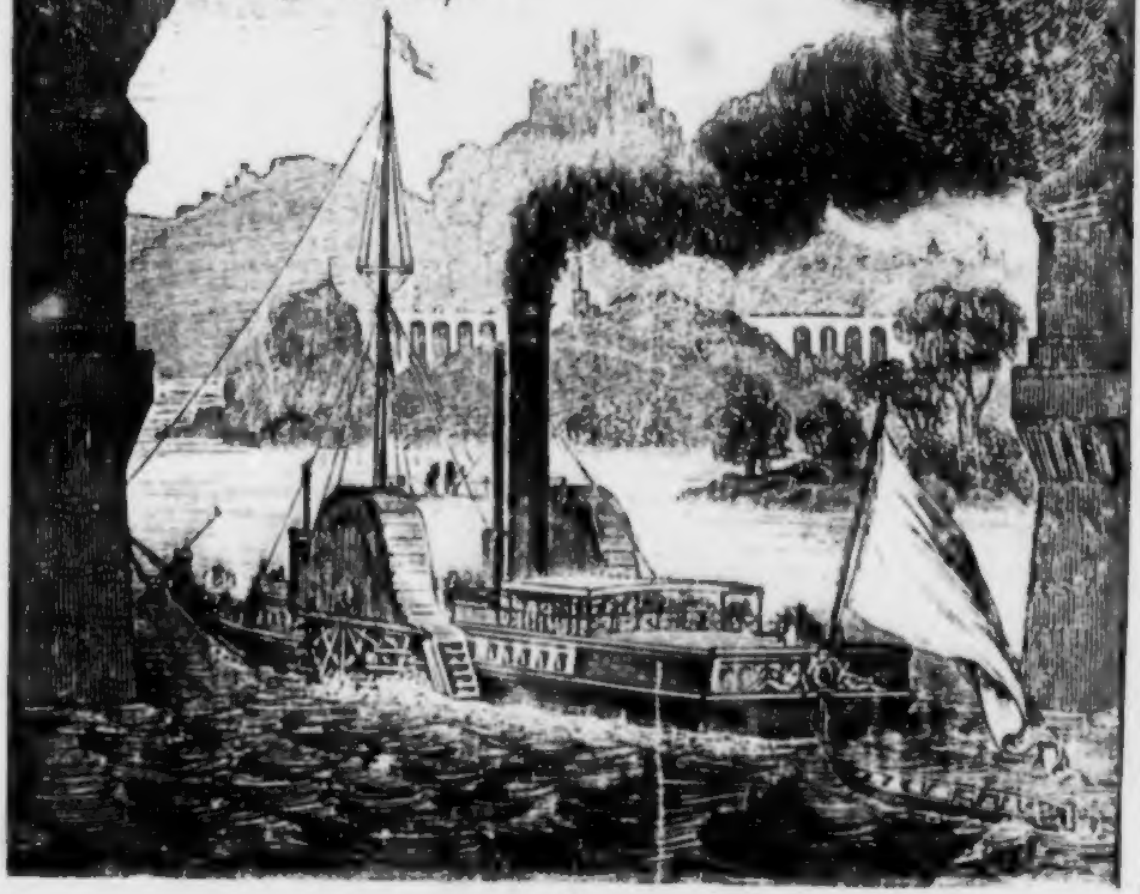
Leipzig.
F. A. Brockhaus
1857

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Er
1371

Brockhaus'
Reise-Bibliothek

Eisenbahnen und D



Preis 10 Silbergroschen.

Prospect.

Eisenbahnen und Dampfschiffe haben auf das Leben der Völker den unermeßlichsten Einfluß geübt und üben ihn fortwährend in immer gesteigertem Grade. Der Verkehr hat sich zu staunenswerther, früher kaum geahnter Höhe entwickelt. Jedermann reist jetzt zehn mal häufiger und weiter als sonst, Jeder erlebt weit mehr als früher in gleicher Zeit. Die Zeit hat dadurch erhöhten Werth erhalten: sie ist um so kostbarer geworden, je mehr sich in ihr erreichen läßt. Und doch, während bei der jetzigen raschen Art zu reisen so viel Zeit erspart und gewonnen wird, geht gerade dabei wiederum viel Zeit verloren! Auf den frühern langsamern und gemüthlichern Reisen wollte und konnte man von Beginn derselben an alles sich Darbietende ruhig genießen. Jetzt eilt man oft hunderte von Meilen durch wenig interessante oder oft gesehene Gegenden, um erst dann eine genußreiche Reise zu beginnen. Früher unterhielt sich die Reisegesellschaft viel mit einander, man schloß sich bald näher an seine Mitreisenden an. Jetzt ist ein längeres Gespräch auf der Eisenbahn bei dem Rasseln der Wagen fast unmöglich. Und wenn wir uns dann stumm gegenübersitzen, wenn die Reisegesellschaft uns nicht anregt, wenn schlechtes Wetter uns stundenlang in die Kajüte eines Dampfschiffes verbannt, werden wir da nicht von tödtlicher Langeweile geplagt, von Aerger erfüllt über den Verlust der kostbaren Zeit?

Aber es gibt ein Mittel gegen diese „kleinen Leiden" des menschlichen Lebens und Reisens, die uns oft den ganzen Reisegenuß verleiden, und dies ist: **interessante Reise-Lectüre.**

Allerdings fehlte es bisher an Büchern, die den Geist während der Reise leicht und angenehm beschäftigen. Die wenigen aber, die dazu dienen konnten, empfahlen sich nicht durch angemessene äußere Ausstattung, handliches Format und deutlichen Druck.

In den Ländern, wo der durch den Dampf vermittelte Verkehr sich noch rascher als in Deutschland entwickelte: in England und Amerika, ja selbst in Frankreich, Belgien und Italien gibt es schon seit längerer Zeit besondere **Reise-Bibliotheken,** die alle den glänzendsten Erfolg haben. Fast Niemand reist dort ohne sich ein solches Buch mitzunehmen. In England wurden diese Reise-Bibliotheken zuerst durch den Scharfblick eines Macaulay angeregt und besonders von zweien der angesehensten Verleger, Longman und Murray, in verschiedener Weise ausgeführt. Sollte man nun nicht voraussetzen dürfen, daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung rühmt, ein für Deutschland berechnetes, von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes derartiges Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die unterzeichnete Verlagshandlung ist dieser Ueberzeugung und hat deshalb ein Unternehmen begonnen, das dem reisenden Publicum Deutschlands geeignete Reise-Lectüre darbieten wird.

Was zunächst den **Inhalt** dieser **Reise-Bibliothek** betrifft, so wird besonders darauf gesehen werden, daß die zur Aufnahme in dieselbe bestimmten Schriften speciell zur Lectüre für **Reisende** geeignet, zugleich aber von so dauerndem Werthe sind, daß sie ein Anrecht wahren auch nach der Reise verdienen. Ferner wird auf die sehr **verschiedenen Bedürfnisse** der Reisenden Rücksicht genommen werden: es wird ebensowol für Unterhaltung als für Belehrung, für Ernstes wie für Erheiterndes gesorgt sein.

Aus diesen Rücksichten wird die **Reise-Bibliothek** in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, wovon die erstere **Reisebücher** in speciellerm Sinne, die zweite **Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfaßt.

Was wird jeden Reisenden zunächst interessiren? Doch wol das Land, das er eben durchreist. An eigentlichen Reisehandbüchern ist auch in Deutschland kein Mangel und diese werden daher zunächst wenigstens von dem Plan des Unternehmens ausgeschlossen sein. Allein der gebildete Reisende verlangt gewiß mehr, als derartige „Führer" ihm bieten können. Er möchte das Land, das er besucht, näher kennen lernen, über seine Geschichte, seinen Charakter etwas hören. Deshalb sollen in unsern **Reisebüchern** vor allem Schilderungen und Charakteristiken der von den verschiedenen Racen durchschnittenen oder berührten Gegenden und Ortschaften Deutschlands, ihrer Bevölkerungen, Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen gegeben werden. Solche topographisch-ethnographische Schilderungen können, ohne in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise in vielen Fällen gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten oder als Vorbereitung zu einer Reise benutzt werden; und auch nach derselben sollen sie als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte Werth behalten. Durch **Karten** und **Pläne** soll, wo es nöthig ist, der Inhalt dieser Reisebücher erläutert werden.

Die zweite Hauptabtheilung der **Reise-Bibliothek** wird Schriften **belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfassen, also solche, die, ohne speciell „Reisebücher" zu sein, nur im Allgemeinen zur Unterhaltung der Reisenden dienen sollen. Diese Schriften werden, nach den verschiedenen Neigungen und Ansprüchen der Reisenden, theils belehrende, theils blos angenehm unterhaltende sein. Dahin gehören zunächst Novellen und Erzählungen aller Art, selbst einzelne poetische Werke. Dann aber auch populär-wissenschaftliche, namentlich naturwissenschaftliche, ferner biographische, historische, culturhistorische, criminalgeschichtliche, kriegs- und zeitgeschichtliche Schriften, kurz solche, deren Gegenstände in ethnographischer, culturgeschichtlicher oder psychologischer Hinsicht von Bedeutung sind und mit dem wirklichen Leben, besonders mit dem Leben des Tages, im Zusammenhang stehen. Die Schriften werden in der Regel speciell für die **Reise-Bibliothek** verfaßt; doch soll die Mittheilung älterer gediegener Schriften dieses Gebiets nicht ausgeschlossen sein.

Besonders glaubt die Verlagshandlung noch hervorheben zu müssen, daß das deutsche Publicum in beiden Hauptabtheilungen der Reise-Bibliothek wesentlich nur **Originalschriften ausgezeichneter deutscher Schriftsteller** von wirklichem literarischen Werthe zu erwarten hat. Die Aufforderung der Verlagshandlung, sich bei ihrer Reise-Bibliothek durch Beiträge zu betheiligen, ist zu ihrer Freude von einer Reihe der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands sehr beifällig aufgenommen worden. Die am Schlusse dieses Bändchens verzeichneten Namen der Schriftsteller, welche Schriften für die Reise-Bibliothek zugesagt oder dieselben zum Theil schon ausgearbeitet haben, sind dem deutschen Publicum eine Gewähr, daß es Tüchtiges von dem Unternehmen zu erwarten hat.

Die bereits erschienenen oder zunächst rasch hintereinander erscheinenden Bändchen der Reise-Bibliothek sind am Schluß dieses Bändchens verzeichnet.

Neben dem Inhalt ist bei Schriften, die zum Gebrauch auf der Reise bestimmt sind, die **Form**, das Aeußere, von besonderer Wichtigkeit. Die Verlagshandlung hat deshalb bei ihrer Reise-Bibliothek zunächst für ein **handliches Format** Sorge getragen, dann für **deutlichen, die Augen nicht anstrengenden Druck** und für **weißes Papier**; endlich auch dafür, daß die Bücher mit **festem Umschlag** (in gelbem Papier) versehen und **bereits beschnitten** sind. Der **Umfang** wird in der Regel 8—12 Bogen betragen und der **Preis** ist für jedes solches Bändchen auf 10 Silbergroschen festgesetzt.

Für den **Vertrieb** der Reise-Bibliothek sind von der Verlagshandlung die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen oder angebahnt worden: sie hofft, daß die Directionen der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften ihr sowie den betreffenden Sortimentshandlungen freundlich entgegenkommen werden, damit das Publicum die Reise-Bibliothek gleich auf den Bahnhöfen und an den Hauptstationen kaufen kann, wie dies bereits in andern Ländern stattfindet.

Schließlich macht die Verlagshandlung noch darauf aufmerksam, daß sie sich auch mit der Herausgabe von mehren für das reisende Publicum bestimmten **kartographischen Werken** beschäftigt, namentlich mit **Städteplänen, Eisenbahnkarten** für alle Eisenbahnrouten Deutschlands, **Flußkarten** ꝛc., nebst Angabe der Abfahrtsstunden, Gasthöfe u. s. w., woraus sich zuletzt ein praktischer **Reise-Atlas** für ganz Deutschland gestalten wird. Diese kartographischen Werke werden eine wesentliche Ergänzung der Reise-Bibliothek bilden.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Caſanova's

Flucht aus den Bleikammern

zu

Venedig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1857.

Eth. 127

Landes-
u. Stadtbibliothek
Weimar

SK

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort	V
1. Caſanova's Ankunft, Leben und Treiben in Venedig. — Verdächtigungen und Hausſuchung. — Geſpräch mit dem Senator Bragadin	1
2. Verhaftung Caſanova's. — Seine Einkerkerung in den Bleikammern. — Der Kerkermeiſter Lorenz. — Erkrankung Caſanova's	5
3. Erſte Fluchtgedanken. — Zwei Kerkergenoſſen	24
4. Erſte Vorbereitungen zur Flucht. — Der Jude Gabriel Schalon	39
5. Graf Fanarola	54
6. Verſetzung in eine luftigere Dachkammer. — Entdeckungsgefahr. — Die Brunnen. — Complot und Geheimcorreſpondenz mit dem Gefangenen Marino Balbi	61
7. Fortgang der Vorbereitungen zur Flucht. — Neuer Leidensgefährte an dem Spion Soredaci	77
8. Antritt der Flucht aus dem Gefängniſſe	93
9. Flucht über das Dach. — Lebensgefahr. — Rettung	102

Vorwort.

Den Beſuchern der wunderbaren Meerſtadt Venedig wird unter den Erinnerungen, die ſich ihnen bei dem Erblicken des architektoniſch wie hiſtoriſch gleich merkwürdigen Palazzo ducale aufdrängen werden, die von Caſanova's Flucht aus den Bleikammern (Piombi) wahrſcheinlich eine der erſten ſein. Manche, beſonders aus der jüngern Generation, mögen jedoch von ihr mehr durch Hörenſagen als durch Lectüre der Caſanova'ſchen Schriften erfahren haben, oder die Farben und Umriſſe des Bildes ſind ihrem Gedächtniß entſchwunden oder doch in ihrem Zuſammenhange verblaßt, und dieſe werden es uns, wie wir hoffen, Dank wiſſen, wenn wir ihnen hiermit die Schilderung von Caſanova's Einkerkerung und ſeiner merkwürdigen Flucht darbieten.

Es iſt zwar in jüngſter Zeit behauptet worden, daß eine Flucht in der Art, wie Caſanova ſie dargeſtellt, gar nicht möglich ſei; indeß waren Diejenigen, welche dies behaupteten, zweifelſüchtige Ausländer, welche nur nach einem oberflächlichen Anſchauen der Localitäten urtheilten und nicht bedachten, daß faſt mehr Scharfſinn und Erfindungskraft dazu erfodert wird, dieſe Détails mit Hülfe der Phantaſie nachträglich zu erſinnen, als die Flucht ſelbſt auszuführen, zu deren Ermöglichung freilich ebenſo wol die kecke Entſchloſſenheit und der Scharfſinn Caſanova's als ſeine verzweifelte Lage nöthig ſind. Wer wie er ſich einmal

in die Lage gebracht hatte, zwiſchen dem Tode und dem Marmorpflaſter Venedigs oder den noch fürchterlichern Brunnengefängniſſen (Pozzi) wählen zu müſſen, führt eben das Unglaubliche aus, was der gewöhnliche Touriſt nicht für möglich hält. Es iſt ja eine durch tauſendfache Beiſpiele beſtätigte Erfahrung, daß feſter Wille, Noth und Todesgefahr den Muth und den Scharfſinn des Menſchen bis zum Aeußerſten ſteigern und daß er in ſolchen Lagen ſelbſt unmöglich Scheinendes möglich macht, wenn ihm ſonſt nur das Glück, wie hier, zu Hülfe kommt. Es läßt ſich gar nicht annehmen, daß Caſanova gewagt haben würde, der Welt etwas ins Geſicht zu lügen, wenn es ſo leicht und bequem wäre, ihm die Unwahrheit ſeines Berichts nachzuweiſen. Auch ſpricht für die Glaubwürdigkeit ſeiner Erzählung namentlich der Umſtand, daß nicht ſeine Zeitgenoſſen und nähern Landsleute es geweſen ſind, welche ſie in Zweifel zogen.

Außerdem iſt die Darſtellung ſeiner Kerkerleiden wie ſeiner ſcharfſinnigen Erfindungen zum Zweck ſeiner Befreiung, die Schilderung der mancherlei höchſt draſtiſchen Wechſelfälle, die Charakteriſtik der während der Gefangenſchaft mit ihm in Berührung getretenen Perſonen, der Einblick, der uns dadurch in die innern Verhältniſſe des damaligen Venedig eröffnet wird, ſo intereſſant und lebhaft, daß man die Erzählung, die man wol als ein Meiſterſtück in ihrer Art bezeichnen kann, mit einer außerordentlichen Spannung lieſt. Für Reiſende namentlich dürfte ſich kaum eine anziehendere Lectüre denken und finden laſſen.

1.

Casanova's Ankunft, Leben und Treiben in Venedig. — Verdächtigungen und Haussuchung. — Gespräch mit dem Senator Bragadin.

In allen Angelegenheiten des Lebens- und Liebesgenusses klüger und erfahrener, wenn auch in Betreff der wahren Lebenskunst nicht weiser geworden, war Casanova von einer längern Irrfahrt durch Frankreich und Deutschland nach Venedig zurückgekehrt und hatte seine frühere Wohnung bei dem Patricier und Senator Bragadin von neuem bezogen. In diesem Asyl wäre der damals achtundzwanzigjährige Casanova vor den Verfolgungen des hohen Tribunals sicher gewesen; aber um seinen Liebesabenteuern ungestörter nachgehen zu können, beschloß er, die Wohnung seines würdigen Gönners und Schutzherrn zu verlassen und unter dem Vorwande, daß Gesundheitsrücksichten ihm verböten, während des heißen Sommers in Venedig zu bleiben, bezog er im Märzmonat des Jahres 1755 eine vorstädtische Wohnung bei einer Witwe. Doch mußte er seinem Gönner Bragadin versprechen, das Mittagsessen jedesmal bei ihm einzunehmen.

Casanova, bis zum Heroismus leichtsinnig, sah nicht oder wollte nicht sehen, welches Ungewitter sich gleich darauf über ihn zusammenzog, wie er von allen Seiten von geheimen Netzen umstrickt wurde und die Sbirren sich an seine Fersen hefteten.

Eines eigentlichen strafwürdigen Verbrechens hatte er sich zwar nicht schuldig gemacht. Aber man hielt ihn für verdächtig, an den Teufel allein zu glauben, weil er, wie man ausſprengte, beim Verluſt im Spiel jederzeit Gott geläſtert; man beſchuldigte ihn, die Söhne der Madame Memmo zum Atheismus zu verführen, die Faſten nicht zu halten, nur um der Frauen willen die Meſſen zu beſuchen oder wol gar geheimes Mitglied des Freimaurerordens zu ſein. Weil man ſich nicht erklären konnte, woher er die Mittel nehme, um ein allerdings auffallend üppiges und verſchwenderiſches Leben zu führen, erhob man gegen ihn den Verdacht, den fremden Geſandten gegen Geldgeſchenke wichtige Staatsgeheimniſſe zu verrathen, und ſuchte ihn ſo zu einem Verſchwörer und Staatsverräther zu ſtempeln. Außerdem war er ein leidenſchaftlicher Spieler und, wie er ſelbſt geſagt, aller Welt ſchuldig. Zwar war damals Venedig der Hauptſitz der Ueppigkeit und des Laſters, nach dem die Libertins aus aller Herren Ländern ſtrömten, um dem wildeſten Lebensgenuß zu fröhnen; doch hielten die Väter der Republik darauf, daß dabei ein gewiſſes äußeres Decorum beachtet und die zahlreich gebotenen Mittel, dieſem Cultus der Freude den Schleier des Geheimniſſes überzuhängen, möglichſt benutzt wurden. Caſanova machte von dieſer gewiſſermaßen officiellen Erlaubniß keinen Gebrauch; er war ehrlich in ſeiner Art, keck, herausfodernd, der Staatsheuchelei und Staatslüge Trotz bietend, dabei zugleich nicht wenig eitel, renommiſtiſch und prahlſüchtig. Es ſchmeichelte ihm, daß ſeine galanten Abenteuer und ſeine vielen Siege über das weibliche Geſchlecht ſtadtkundig wurden, und ſo ſorgte er ſelbſt dafür, daß ſeine genialen Ausgelaſſenheiten in den Mund der Leute kamen und öffentlich zur Schau geſtellt wurden. Dieſe Offenheit und Aufrichtigkeit ſeines Donjuanismus war vielleicht der Verſtoß gegen die Staatsſitte, der ihm als Capitalverbrechen

am ſchwerſten angerechnet wurde. Hierzu kamen noch Privatrache und Privatintriguen, namentlich von Seiten des von ihm verſpotteten Abbé Chiari und der gräflichen Familie Bonafede. Da er nämlich eine Tochter des Grafen Bonafede verſchmäht hatte, verfiel dieſe in eine Art Wahnſinn und nannte in ihren Paroxysmen wiederholt Caſanova als den Urheber ihres Unglücks. Man ſprengte nun das Gerücht aus, Caſanova habe ihr mit Liebestränken Seele und Leib vergiftet. Alle Warnungen, die ihm von verſchiedenen Seiten hinterbracht wurden, ſchlug aber Caſanova, ſeinem Charakter getreu, in den Wind, indem er ſich darauf berief, daß er ja kein eigentliches Verbrechen begangen habe, um deſſentwillen der Staat ihn verfolgen und zur Strafe ziehen dürfe.

Als Caſanova am 20. Juli 1755, eine Viertelſtunde vor Sonnenaufgang, von einem Spaziergange auf der Erboria oder dem Krautmarkt am Großen Kanal, unweit der Brücke Rialto, wo die Lüſtlinge die kühlen Nachtſtunden über ſpazierengehend ſich von ihren Bacchanalien zu erholen pflegten, nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, fand er die Thür des Hauſes offen und ſämmtliche Bewohner deſſelben außer dem Bette. Man erzählte ihm nun, daß der Polizeichef oder der Meſſer grande in verwichener Nacht durch ſeine Sbirren die Hauptthür habe ſprengen und die ganze Wohnung, namentlich Caſanova's Zimmer, durchſuchen laſſen, angeblich nach einer mit Salz, einem hartverpönten Contrebandeartikel, angefüllten Kiſte, die, wie der Meſſer grande behauptete, am Tage vorher heimlich in das Haus geſchafft worden ſei. Vielleicht wollte man ihn durch dieſe Hausſuchung nur warnen und ihm Gelegenheit geben, ſich zu flüchten, was um ſo wahrſcheinlicher iſt, da man bis zu ſeiner wirklichen Verhaftung noch mehre Tage verſtreichen ließ. Denn es kam dem Senat von Venedig ſehr wahrſcheinlich nicht ſowol darauf an, Caſanova, welcher außer-

dem manche einflußreiche Gönner und Freunde hatte, zu bestrafen, als ihn von venetianischem Gebiete zu entfernen. So scheint auch Bragadin die Angelegenheit aufgefaßt zu haben. Denn als Casanova sich am Mittag des folgenden Tages zu diesem begab, ihm den Vorfall erzählte und seinen Entschluß zu erkennen gab, für diese Haussuchung Genugthuung zu verlangen, stellte ihm Bragadin vor, wie thöricht es sein würde zu glauben, daß das Staatsinquisitoriat es bei der Haussuchung auf die Habhaftwerdung einer Salzkiste abgesehen haben könne. Bragadin rieth ihm daher, augenblicklich eine vierruderige Gondel zu miethen und zu flüchten, und bot ihm zu diesem Zwecke sogar eine Geldhülfe im Betrage von vorläufig 100 Zechinen an. Umsonst! Casanova, in neue Liebesbanden verstrickt und an kühne Würfe im Leben wie im Spiele gewöhnt, wollte von Flucht nichts wissen. Da sagte der wackere Greis schmerzlich, daß sie, wenn er bei diesem Entschlusse beharre, sich schwerlich je wiedersehen würden, umarmte seinen leichtsinnigen Freund und fügte traurig lächelnd den Spruch der Stoiker hinzu: „Fata viam inveniunt" (Das Schicksal findet seinen Weg). Sie nahmen unter Thränen Abschied; auch sollte Casanova seinen edeln Gönner, der 11 Jahre später starb, wirklich nicht mehr wiedersehen.

Von hier an lassen wir Casanova mit seinen eigenen Worten sprechen.

2.

Verhaftung Casanova's. — Seine Einkerkerung in den Bleikammern. — Der Kerkermeister Lorenz. — Erkrankung Casanova's.

Mehr Sorgen wegen meiner Schulden als wegen meiner Person fühlend, ging ich, suchte meine Wirthin zu beruhigen und legte mich nieder, wie schon die Nacht des 25. Juli 1755 anbrechen wollte.

Eben hatte sich der Tag gemeldet, als der Messer grande in mein Zimmer trat. Es brauchte nur eines Augenblicks, um geweckt zu werden, ihn zu sehen und die Frage zu hören: ob ich Jakob Casanova sei. Kaum hatte ich sie bejaht, als er meine sämmtlichen Schriften verlangte, sowol die von eigener wie die von fremder Hand, und befahl, ich solle mich ankleiden und ihm folgen. Als ich fragte, in wessen Vollmacht er so verfahre, nannte sein Mund mir das Tribunal.

Bei diesem Worte erstarrte mein Innerstes. Alle Kraft des Geistes war dem stumpfen Gehorsam gewichen. Mein Schreibeschrank stand offen, meine Schriften lagen auf dem Tisch. Er könne sie nehmen, sagte ich. — Sogleich ward ein Beutel, welchen seine Gehülfen herbeibrachten, damit angefüllt. Nun sollte ich auch noch die eingebundenen Manuscripte vorzeigen, die ich besitzen müsse. Auch diese zeige ich und errathe nun meinen schändlichen Angeber. Diese Schriften, sämmtlich

magiſchen und kabbaliſtiſchen Inhalts, waren die „Clavicula Salomonis", der „Zecor-Ben", „Picatrix", Anweiſungen über die planetariſchen Zeiten, um Zauberdüfte zu bereiten und Geiſterbeſchwörungen vorzunehmen, nebſt ähnlichen Belehrungen. Wer mich im Beſitze dieſer Bücher wußte, hielt mich für einen Magier, und das verdroß mich keineswegs.

Auch die Bücher auf meinem Nachttiſch, Horaz, Arioſto, Petrarca, ein Manuſcript, „Der Soldat und Krieger", nebſt Aretin's Lascivitäten — die gewiß angegeben worden, der Meſſer grande fragte ausdrücklich danach — verblieben nicht zurück.

Während der Polizeichef in jenen Büchern und Papieren wühlte, kleidete ich mich ganz maſchinenmäßig an, weder ſchnell noch langſam, ließ mich raſiren, friſiren, legte ein Hemde mit Spitzenmanſchetten an und ein ſchönes ſeidenes Kleid. Weder ſprach ich ein Wort, noch bezeigte der Meſſer grande, deſſen Augen mich nicht verließen, Verwunderung darüber, daß ich mich putzte, gleich als ob ich zur Hochzeit gehen wollte.

Beim Heraustreten aus dem Zimmer erſchreckten mich 30 — 40 Häſcher in der Hausflur. Man erwies mir die Ehre ſie für nöthig zu halten, weil es meine Perſon galt, obwol nach dem Spruch: „Ne Hercules quidem contra duos" (Selbſt ein Hercules vermag nichts gegen Zwei), ihrer zwei genügten. Iſt es nicht merkwürdig, daß in England, wo der Muth zuhauſe iſt, Ein Mann hinreicht, um einen Andern zu verhaften? In meinem Vaterlande, wo die Freiheit ihren Sitz hat, braucht man deren gegen 30. Vielleicht iſt der Feige, wenn er angreift, noch furchtſamer wie dann, wenn er angegriffen wird, und das gerade macht den Angegriffenen tapfer. Wirklich ſieht man in Venedig oft Einen im Kampf mit 20 Sbirren. Er prügelt ſich durch und reißt aus.

Der Meſſer grande ließ mich eine Gondel beſteigen und ſetzte ſich mir zur Seite. Vier Mann blieben bei ihm, die übrigen

entließ er. Wir fuhren nach seiner Wohnung, und nachdem er mir Kaffee angeboten, den ich ausschlug, schloß er mich in sein Zimmer ein. Vier Stunden blieb ich dort, mehrentheils schlafend. In dem Augenblick aber, als es 3 Uhr schlug, trat der Hauptmann der Sbirren ein und sagte, daß er Befehl habe, mich in die Bleikammern zu bringen. Ich folgte ihm. Wir bestiegen eine Gondel. So kamen wir nach vielen Umwegen durch kleinere Kanäle wieder in den Hauptkanal und stiegen bei dem Kai der Gefängnisse aus. Eine Reihe von Stufen brachte uns über eine hohe eingeschlossene Brücke, welche die Gefängnisse über dem Kanal, Via di Palazzo genannt, mit dem herzoglichen Palast verbindet. Nun ging es eine Galerie entlang, dann in ein Zimmer, und hierauf in noch ein anderes, wo ich einem Manne in der Kleidung eines Patriciers vorgestellt ward. Nachdem er einen Blick auf mich geworfen, sagte er: „Der ist es, setzt ihn fest!" — Es war der Schreiber der Staatsinquisitoren, Domenico Cavalli, der jene Worte im toscanischen Dialekt aussprach, wahrscheinlich weil er sich in meiner Gegenwart Venetianisch zu sprechen schämte.

Ich ward dem Aufseher über die Bleigefängnisse übergeben. Abermals ging es zwei Treppen hinauf; zwei Häscher begleiteten meinen Führer Ich gelangte durch drei lange Gänge, deren zwei verschlossen waren, an eine große sehr unsaubere Dachkammer. Sie hatte ungefähr sechs Ruthen in der Länge, zwei in der Breite, und war durch eine Dachluke erleuchtet. Ich hielt sie für mein Gefängniß, aber ich irrte. Der Gefangenwärter ergriff einen mächtigen Schlüssel und öffnete eine starke mit Eisen beschlagene Thür. Sie war viertehalb Fuß hoch und hatte in der Mitte ein acht Zoll großes Loch. Indem ich den Befehl erhalte einzutreten, betrachte ich aufmerksam eine an der Wand befestigte Maschine von Eisen, einem Hufbeschlag ähnlich. Der Gefangenwärter sieht meine Ver-

wunderung und ſagt lächelnd: „Der Herr zerbricht ſich den Kopf, wozu dieſes Geräth dienen möchte, und ich kann das Räthſel löſen. Wenn die gnädigen Herren befehlen, daß ein Gefangener erdroſſelt werde, ſo muß er ſich auf einen Schemel, den Rücken gegen das Halseiſen gerichtet, niederſetzen, welches ihm bis zur Hälfte um den Hals geht. Die andere Hälfte des Halſes umwickelt man mit einer ſeidenen Schnur, ſteckt die beiden Enden durch das Loch hier und befeſtigt ſie an einer kleinen Winde. Dieſe Winde wird ſolange gedreht, bis der Verbrecher ſeine Seele dem Herrn zurückgegeben hat; denn der Beichtvater verläßt ihn erſt, nachdem das Leben entflohen iſt.“

„Sinnreich erfunden! Und vermuthlich haben Sie die Ehre, die Winde zu drehen?“ ſagte ich; aber mein Begleiter ſchwieg.

Fünf Fuß neun Zoll, wie ich war, mußte ich gebückt zur Thür eintreten, die ſogleich verſchloſſen ward. Als man mir durch das Gitter hindurch die Frage zurief, was ich zu eſſen begehre, antwortete ich: daran hätte ich noch nicht gedacht. Nun ging der Kerkermeiſter und ſchloß eine Thür nach der andern zu, indem er mich verließ.

Dumpf und vernichtet lehnte ich mich mit dem Ellbogen gegen das Gitter des Fenſters, mein Schickſal überdenkend. Sechs eiſerne Stangen, jede einen Zoll ſtark, ſich kreuzend und zuſammen 16 kleine Löcher von fünf Quadratzoll bildend, befanden ſich in einer Oeffnung von zwei Schuhen. Mein Kerker hätte dadurch hinlängliches Licht erhalten, aber ein Querbalken ſtand im Wege, er war anderthalb Fuß dick und lief an der Dachluke vorüber. Nachdem ich in meinem Kerker mit gebücktem Haupt, ſo niedrig war er, umhergetappt, entdecke ich, daß drei Seiten eines Vierecks ihn bilden. Einem Alkoven, der vielleicht ein Bett faſſen konnte, ſchien die fehlende vierte Wand anzugehören. Aber weder ein Lagerbett, noch ein Tiſch, noch Stuhl war zu finden. Ein Bret, etwa

einen Fuß breit, an der Mauer befeſtigt, benutzte ich, meinen ſchönen ſeidenen Mantel, mein zur Unzeit angelegtes Paradekleid und meinen Treſſenhut mit weißen Federn daraufzulegen. Die Hitze war unerträglich, und ein dumpfer Inſtinct trieb mich an das Gitter, wo ich mich wenigſtens gegen den Ellenbogen ſtützen konnte. Das Fenſter ſelbſt ſah ich nicht, aber das eindringende Licht und Ratten, wie die Kaninchen groß, welche umherwanderten, zeigten ſich mir. Dieſe abſcheulichen Thiere, vor denen ich ſchauderte, wandelten ſo dreiſt umher, daß ſie bis gegen das Gitter kamen. Schnell verſchloß ich die Oeffnung in der Thür. Denn mein Blut wäre Eis geworden, wenn ſie ſich zu mir hereingedrängt hätten. Ich verſank in ein tiefes Träumen, und mich mit überſchlagenen Armen gegen das Gitter lehnend, ſtand ich ſtumm da, ohne mich im geringſten zu bewegen.

Mit dem einundzwanzigſten Glockenſchlage aber regte ſich Beſorgniß in mir über das Ausbleiben jedes menſchlichen Weſens. Man fragte nicht, ob ich eſſen wolle, man brachte mir kein Bett, keinen Stuhl, nicht einmal Waſſer und Brot. Ich empfand zwar keinen Hunger, aber davon durfte und konnte Niemand Kunde beſitzen. Im Munde fühlte ich eine Bitterkeit, wie ich noch nie ſie empfunden. Daß vor Ende des Tages Jemand erſcheinen würde, hoffte ich noch immer. Als es aber 24 ſchlug und Keiner kam, da brach meine Wuth los. Ich heulte, ſtampfte mit den Füßen, fluchte und ſchrie, ſo laut ich nur konnte, tobte ſo heftig, als es nur möglich war. Eine volle Stunde war über dieſen wüthenden Anſtrengungen verfloſſen, und weder zeigte ſich Jemand noch durfte ich hoffen, daß mein Toben vernommen worden ſei. Umgeben von dichter Finſterniß, ſchloß ich das Gitter, damit nur die Ratten fernblieben. Dann band ich mir ein Tuch

um den Kopf und legte mich der Länge nach auf den Fußboden nieder.

Ein ſolch unbedingtes Vergeſſen meiner ſchien mir, ſelbſt wenn mein Tod beſchloſſen war, unmöglich. Ebenſo dauerte mein Nachſinnen über das Verbrechen, welches mir dieſe Strafe zugezogen, kaum einen Augenblick. Ich konnte keine Verſchuldung entdecken. Daß ich Wüſtling war, daß ich kein Blatt vor den Mund nahm und daß ich überall den Genuß des Lebens aufſuchte, das machte mich noch nicht ſchuldig. Demohnerachtet wurde ich als ſchwerer Verbrecher behandelt. Der Leſer mag ſich alſo denken, was Wuth, Haß und Verzweiflung mich gegen den Despotismus ſagen ließen, der ſolcher Unterdrückung fähig war. Dennoch hinderte weder die Gewalt meines Zorns, noch die Heftigkeit meines Kummers, noch der harte Fußboden, daß ich einſchlief. Mein Körper bedurfte Schlaf, und der Menſch, wenn er jung iſt, trägt, oft ohne daran gedacht zu haben, bald davon, was er bedarf.

Die Mitternachtsglocke riß mich aus meinem Schlaf. Schrecklich iſt jedes Erwachen, welches uns ein Nichts, die Täuſchungen des Schlummers beklagen läßt. Ich konnte nicht faſſen, daß ich drei Stunden zugebracht haben ſollte, befreit vom Gefühl irgendeiner Qual. Ohne aufzuſtehen, mit der linken Seite auf dem Fußboden liegenbleibend, ſtreckte ich meinen rechten Arm nach dem Schnupftuch aus, von dem mir eine dunkle Erinnerung ſagte, wo ich daſſelbe gelaſſen. Aber, o Himmel! was begegnet meiner tappenden Hand? — Eine andere, kalt und ſtarr wie Eis. Schreck durchfuhr mich von dem Scheitel bis zur Sohle, und alle meine Haare ſtanden empor. Ein ſolches Erbeben hatte ſich noch nie meiner Seele bemächtigt. Ich hielt mich deſſen gar nicht fähig. Gegen fünf Minuten blieb ich nicht nur vollkommen regungslos, ſondern auch ohne Bewußtſein und ohne Beſinnung. Als ich endlich einiger-

maßen wieder zu mir ſelbſt kam, wollte ich mir einbilden, die Hand, welche ich gefaßt, ſei ein Hirngeſpinnſt meiner Imagination. In dieſer feſten Vorausſetzung ſtrecke ich meine Hand abermals nach demſelben Ziel aus und finde dieſelbe Hand, die ich, ſchaudernd vor Schreck und laut ſchreiend, erſt drücke, dann loslaſſe, indem ich meine Hand zurückziehe. Noch bebe ich, aber endlich kehrt das Ueberlegen wieder. Ich ſage mir, ein Leichnam habe, indeß ich geſchlafen, an meiner Seite Platz genommen. Denn ich wußte, als ich mich niederlegte, war nichts auf dem Fußboden geweſen. Aber ſchon ſehe ich den todten Körper irgendeines unſchuldigen Unglücklichen, vielleicht den meines Freundes, welchen man erdroſſelt und an meine Seite gelegt, um mir beim Erwachen ein Vorbild meines eigenen Schickſals zu geben. Dieſer Gedanke macht mich wild und verwegen. Zum dritten mal ſtrecke ich den Arm nach der Hand aus. Ich faſſe ſie, will im nämlichen Augenblick mich erheben und den Leichnam an mich reißen, um Gewißheit von der ganzen Abſcheulichkeit der That zu gewinnen. Aber indem ich mich auf meinen linken Ellbogen zu ſtützen verſuche, beginnt die kalte Hand ſich zu beleben. Ich überzeuge mich nun, was meine Rechte hält, könne nur meine eigene Linke ſein. In der Klemme, welche ſie aushalten müſſen, indem ſie meinem Körper ein zartes, weiches und nachgebendes Bett gewährt, hatte ſich Wärme und Gefühl verloren.

Dieſe Entdeckung war lächerlich; aber ſtatt mich zu erheitern, verſenkte ſie vielmehr meinen Geiſt in die ſchwärzeſten Betrachtungen. Ich ſah mich an einem Orte, wo, wenn das Falſche wahr ſchien, die Wahrheit zum Traum ward, wo die Vernunft die Hälfte ihrer Vorzüge einbüßte, und wo die Phantaſie zur Beute eingebildeter Hoffnungen oder fürchterlichen Verzweifelns wurde. Ich fing an gegen Alles mistrauiſch zu werden, was ſich unſern Sinnen und unſerer Seele darſtellt.

Ich rief, dem dreißigsten Lebensjahre nahe, zum ersten male die Philosophie herbei, zu der alle Keime in meinem Innern lagen, und von der Gebrauch zu machen sich bisjetzt noch kein Anlaß dargeboten. Ich glaube, daß die Mehrzahl der Menschen stirbt, ohne jemals zum rechten Denken gelangt zu sein. Bis 8 Uhr verweilte ich auf meinem Lager. Die Dämmerung des neuen Tages zeigte sich. Um $9^1/_4$ Uhr mußte die Sonne aufgehen. Ich konnte diesen Morgen nicht erwarten. Ein Gefühl in mir, das ich für untrüglich hielt, sagte mir, man würde mich zurückschicken in meine Wohnung, und ich zähmte das Rachegefühl nicht, von dem ich glühte. Die Zeit schien mir gekommen, an die Spitze des Volks zu treten und die Aristokraten zu vertilgen. Alles sollte in Staub zermalmt werden. Den Nachrichtern die Erdrosselung meiner Verfolger anzubefehlen, genügte mir nicht; ich selbst wollte diese niedermetzeln. So ist der Mensch. Und er hegt nicht den geringsten Zweifel, es sei die innere Vernunft, welche in dieser Weise spricht. Doch ist es nur sein ärgster Feind, der Zorn und die blinde Wuth, welche so die Sprache der Vernunft nachahmen.

Je weniger ich von dem Moment erwartete, auf welchen ich hoffte, umsomehr mußte mein Zorn sich besänftigen. Das Rasseln der Riegel in den Gängen vor meinem Gefängniß unterbrach gegen $8^1/_2$ Uhr die tiefe Stille dieser für lebende Wesen ersonnenen Hölle. Ich sah den Kerkermeister vor meinem Gitter. Er fragte, ob er mir Zeit genug zur Ueberlegung, was ich speisen wolle, gelassen habe. Man ist glücklich, wenn die Frechheit der Nichtswürdigen die Larve des Spottes vornimmt. Ich verlange Reissuppe, gesottenes Fleisch, Braten, Brot, Wasser und Wein. Es verblüffte den Schafskopf, keine der Fragen zu hören, auf die er gefaßt war. Er ging und war nach einer Viertelstunde wieder da, mir sein

Verwundern zu bezeigen, daß ich kein Bett noch ſonſtige Gegenſtände begehre; denn ich täuſche mich, ſagte er, wenn ich nur auf eine Nacht hier eingeſperrt zu ſein glaube.

„Nun ſo bringt, was ich nach eurer Meinung brauche!“ war meine Antwort. „Von wo hole ich die Sachen ab? Hier iſt Papier und Bleifeder. Schreiben Sie auf, an wen ich mich wende!“ verſetzte mein Kerkermeiſter. Ich zeichnete den Ort auf, wo er Bett, Wäſche, Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmützen, Lehnſtuhl, Tiſch, Spiegel, Raſirmeſſer, Schnupftücher und die vom Meſſer grande mir weggenommenen Bücher nebſt andern Papieren in Empfang nehmen ſollte. Nachdem ich ihm alle dieſe Gegenſtände vorgeleſen hatte, denn der Maulaffe konnte ſelbſt nicht leſen, ſagte er mir, die Bücher, Tinte, Schriften, den Spiegel und das Raſirmeſſer müſſe ich ausſtreichen, denn ſie ſeien den Gefangenen in den Bleikammern verboten. Zugleich verlangte er Geld, um das Mittagseſſen zu beſorgen. Von den drei Zechinen, die ich hatte, gab ich ihm eine. Er verließ mich, und nach einer halben Stunde hörte ich ihn das Gefängnißgebäude verlaſſen. Späterhin erfuhr ich, daß er in dieſer Zeit ſieben andere Gefangene bedient hatte, deren jedem, gleich mir, ein abgeſondertes Gefängniß angewieſen worden, um alle Verbindungen unter uns zu verhindern.

Gegen Mittag kam der Kerkermeiſter mit fünf Gehülfen, die zur Bedienung der Staatsgefangenen, ſo nannte man uns, beſtimmt waren. Er öffnete die Thür, um meine Möbel und mein Mittagseſſen hineinzubringen. Das Bett ward in den Alkoven geſchafft, das Eſſen auf einen kleinen Tiſch geſtellt. Mein ganzes Beſteck war ein Löffel von Elfenbein, mit meinem Gelde erkauft. Meſſer und Gabel waren, wie jedes andere Geräth von Metall, verboten.

„Sagen Sie mir, was Sie morgen eſſen wollen!“ fuhr er

fort. „Denn ich kann nur einmal täglich, nämlich beim Aufgang der Sonne, zu Ihnen kommen. Se. Gnaden, der Secretario, läßt Ihnen sagen, daß Sie Bücher erhalten würden, die sich für Sie passen; denn die aufgezeichneten sind verboten."

„Erstatten Sie ihm meinen Dank für die Gnade, mir ein Gefängniß allein angewiesen zu haben!"

„Ich will es ausrichten, aber Sie sollten nicht spotten."

„Ich spotte nicht. Es muß eine Wohlthat sein, sich allein und nicht in Gesellschaft der Böſewichter zu befinden, die ich in diesen Kerkern vermuthe."

„Wie, mein Herr? Böſewichter? Das sollte ich übelnehmen. Hier befinden sich nur anständige Personen, und Gründe, die nur den gnädigen Herren bekannt sind, nöthigen, sie voneinander abzusondern. Mit Ihnen ist es geschehen, Sie härter zu bestrafen. Dafür soll ich Ihre Danksagung bestellen?"

„Das wußte ich nicht."

Der Tropf hatte, wie ich nach einigen Tagen nur zu sehr inne ward, vollkommen Recht. Ich erfuhr, daß ein Mensch, der in der Gefangenschaft allein, ohne Möglichkeit, sich zu beschäftigen, auf einen beinahe völlig dunkeln Ort beschränkt ist, einen Ort, wo er nur Den, welcher ihm sein Essen bringt, täglich einmal sieht, und wo er nicht in gerader Stellung auf- und abgehen kann, der elendeste aller Sterblichen ist. Er kann sich die Hölle ersehnen, wenn das Bedürfniß der Gesellschaft in ihm erwacht. Ich war dahin gelangt, daß ich den Umgang mit einem Mörder, einem Verrückten, einem verwesenden Kranken, einem Bären angenommen hätte. Die Einsamkeit in den Bleigefängnissen bringt zur Verzweiflung. Aber das weiß Niemand, der es nicht erfahren hat. Besitzt der Gefangene wissenschaftliche Kenntnisse und gönnt man ihm das Nothwendige zum Schreiben, so ist sein Elend um neun Zehntheile vermindert.

Als der Kerkermeiſter ſich entfernt hatte, rückte ich mein Tiſchchen an das Gitter, um mich des kärglichen Lichtes zu erfreuen, welches die Luke durchließ. Aber ich konnte nur ein wenig Suppe zu mir nehmen. Da ich 45 Stunden gefaſtet, war mein Uebelbefinden nicht zu verwundern. Ich brachte den Tag ziemlich ruhig in meinem Lehnſeſſel zu und wartete auf den Morgen, meinem Geiſt mit der Hoffnung auf die ihm verſprochene Lectüre ſchmeichelnd. Die Nacht durchwachte ich bei dem widerwärtigen Lärm der Ratten in der Dachkammer und bei den Schlägen der Thurmuhr von St.-Marcus, die ſich hören ließen, als wären ſie in meinem Zimmer. Mit einer Gier ſondergleichen fielen Scharen von Flöhen über meine Haut und mein Blut her; ſie brachten mich Krämpfen nahe.

Bei Tagesanbruch erſchien Lorenz, mein Gefangenwärter. Er ließ mein Bett machen, auskehren und aufräumen. Einer ſeiner Leute brachte mir Waſchwaſſer. Ich wollte in die Dachkammer hinausgehen; doch Lorenz ſagte, das ſei nicht erlaubt. Er gab mir zwei große Bücher, die ich abſichtlich nicht aufſchlug. Vielleicht hätte ich meinen Unwillen darüber nicht bergen können, und der Spion das berichtet. Nachdem er mir mein Mittagseſſen hingeſtellt und zwei Citronen zerſchnitten, ging er.

Schnell aß ich die Suppe, damit ſie nicht kalt würde. Dann hielt ich eins der Bücher gegen die Gitteröffnung und fand, daß Möglichkeit war, es auf dieſe Art zu leſen. Der Titel, auf den ich blickte, lautete: „Die myſtiſche Stadt der Schweſter Maria von Jeſus, Agrada genannt.“ Ich konnte mir keine Vorſtellung von dem Inhalte dieſes Werks machen. Das zweite Buch hatte einen Jeſuiten zum Verfaſſer. Ich habe den Namen deſſelben vergeſſen. Er wollte eine neue Verehrung des Herzens unſers Heilandes begründen. Nach

dem Sinne des Autors sollte man vor allem Andern diesen Theil vom Körper des Erlösers heilig verehren. Ein sonderbarer Gedanke, den ein unwissender Narr ausgeheckt. Schon die erste Seite empörte mich. Das Herz schien mir kein würdigeres Eingeweide wie die Lunge zu sein. „Die mystische Stadt" beschäftigte mich einigermaßen. Sie enthielt die Ausschweifungen der überspannten Phantasie einer sehr frommen, aber melancholischen, in einem Kloster eingeschlossenen Nonne von spanischer Abkunft, deren unwissende Obern ihrer Neigung geschmeichelt hatten. Alle ihre chimärischen und abenteuerlichen Visionen wurden für Offenbarungen ausgegeben. Von Liebe zur heiligen Jungfrau entbrannt und als deren innige Freundin, hatte sie von Gott selbst den unmittelbaren Befehl erhalten, das Leben seiner himmlischen Mutter zu schreiben. Der Heilige Geist hatte ihr die dazu nöthigen Belehrungen gegeben, die kein Sterblicher sonst anderswo konnte gelesen haben. Absichtliche Erdichtungen enthielt die Schrift nicht; denn keine Erfindung geht so weit. Alles war in gutem Glauben niedergeschrieben, wie es den Visionen eines verbrannten und exaltirten Gemüths zu geschehen pflegt, das, dem Stolz fern, in seiner Trunkenheit von göttlichen Gefühlen den Wahn hegt, nur Das zu offenbaren, was der Heilige Geist ihm eingegeben. Mir erweckte das Buch weder größern Durst noch größere Andacht zur Religion; vielmehr brachte es mich in Versuchung, Alles für fabelhaft zu erklären, was wir Mystisches, sogar Dogmatisches besitzen.

Uebrigens sollte ich bald die Wirkungen jener Lectüre an mir selbst verspüren. Ein Geist, empfänglicher wie der meine, und dem Wunderbaren geneigter, hätte beim Lesen ebenso gut Visionär werden können wie die Nonne selbst. Aus Bedürfniß zur Beschäftigung widmete ich dem Buch eine volle Woche, bis mir es wirklich unmöglich war weiterzulesen.

Beim Einſchlafen empfand ich die Wirkungen der Krankheit, welche die Schweſter Agrada meinem von Melancholie und ſchlechter Nahrung niedergebeugten Geiſt eingeimpft. Ich mußte lachen, wenn ich meine ausſchweifenden Träume mir vor das Gedächtniß rief, weil mir einfiel ſie aufzuſchreiben. Ich brauchte nur Tinte, Feder und Papier, und es wäre dort im Bleigefängniſſe ein vielleicht noch abenteuerlicheres Buch zuſtande gekommen, wie jenes von Herrn Cavalli mir überſchickte.

Seitdem habe ich den Irrthum Derer eingeſehen, die von der Stärke des menſchlichen Geiſtes ſprechen. Sie iſt durchaus bedingt, und wollte der Menſch ſich richtig beobachten, ſo würde er Schwäche entdecken, nicht aber Stärke. Trotz der ſeltenen Erſcheinung, daß Menſchen wahnſinnig werden, erkannte ich doch nun, wie leicht es geſchehen kann, daß der Geiſt in Zerrüttung gerathe. Unſere Vernunft gleicht dem Schießpulver, das ſich ſehr leicht entzündet, aber doch immer erſt einen Feuerfunken zu ſeiner Entzündung braucht. Auch einem zerbrechlichen Glaſe gleicht ſie, das nicht von ſelbſt zerbricht, ſondern durch einen andern Anſtoß zerbrochen werden muß. Ein Buch, wie das der Nonne, kann einen Menſchen allerdings verrückt machen. Aber er muß auch in den Bleikammern geſeſſen haben und gleich mir jeder andern Geiſtesnahrung und Beſchäftigung beraubt worden ſein.

Im Jahre 1767 reiſte ich von Pamplona nach Madrid, und mein Fuhrmann, Andrea Capello, blieb den Mittag über in einem kleinen Städtchen von Caſtilien, deſſen widerwärtiger, trauriger Anblick mich nach dem Namen des Orts fragen machte. Wie mußte ich lachen, als ich Agrada nennen hörte! Hier alſo war das Werk der Nonne an das Licht getreten. Ich ſprach einen alten Prieſter darüber, und er zeigte mir die Stelle, wo es geſchrieben worden, indem er verſicherte,

Vater, Mutter und Schweſter der Verfaſſerin wären Heilige geweſen.

Nach neun Tagen war ich vom Gelde entblößt. Lorenz fragte mich, an wen er ſich zu wenden habe, mich mit Baarſchaft zu verſehen, und lakoniſch antwortete ich: „An Keinen.“ Dieſem plauderhaften und habſüchtigen Menſchen misfiel mein Stillſchweigen im hohen Grade. Am andern Morgen mußte er mir ankündigen, daß täglich 50 Sous vom Tribunal für mich ausgeſetzt worden. Er, ſie in Empfang nehmend, wollte ſie zu meinen Bedürfniſſen verwenden und monatlich Rechnung ablegen. Ueber die Erſparniſſe könne ich beſtimmen. Ich verlangte zwei mal wöchentlich die „Leydener Zeitung“, aber es hieß, auch das Leſen der Zeitung ſei verboten. 75 Livres monatlich waren weit über meinem Bedürfniß, denn ich war kaum fähig, Speiſen zu mir zu nehmen. Die gewaltige Hitze und die Erſchöpfung, weil mir es zu lange an Nahrung gemangelt, hatten mich erſchlafft. Die verderbliche Zeit der Hundstage begann, und die Sonnenſtrahlen, indem ſie auf das Bleidach meines Gefängniſſes drückten, verwandelten deſſen Atmoſphäre in ein Schwitzbad. Ich war völlig entkleidet, und der Schweiß, der aus meiner Haut hervorquoll, tröpfelte links und rechts an meinem Lehnſtuhl hinab. Unterleibsbeſchwerden, die mich nachher nie wieder verließen, bildeten ſich gleichfalls in jener Zeit aus. Weil ſie nur bei den höhern Ständen angetroffen werden, erwarben ſie mir zehn Jahre ſpäter Complimente in Petersburg. In jener Stadt durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen. Aehnliches erfuhr ich in Konſtantinopel mit einem Kopfſchnupfen, über den ich mich in Gegenwart eines Türken beſchwerte. Er ſagte nichts, dachte aber gewiß bei ſich, ein Hund, gleich mir, ſei ſolcher Krankheit unwürdig.

Heftige Froſtanfälle kündigten mir ein Fieber an. Ich blieb im Bett und ſagte nichts. Als aber Lorenz noch am dritten Tage all mein Eſſen unberührt fand, fragte er, wie ich mich befände.

„Wohl", ſagte ich.

„Nein", war die Antwort. „Denn Sie eſſen nicht. Sie ſind krank, und Sie werden die Wohlthätigkeit des Tribunals bewundern müſſen. Denn Arzt, Wundarzt und Medicamente erhalten Sie, ohne daß es Ihnen Koſten macht."

Nach drei Stunden erſchien er wieder unbegleitet und mit einer brennenden Kerze einem Mann vorangehend, deſſen ernſte Miene mir den Arzt verkündigte. Seit drei Tagen befand ich mich in der glühendſten Fieberhitze. Der Medicus wollte mich ausfragen, und ich verſetzte, Beichtvätern und Aerzten pflege ich nur ohne Zeugen zu antworten. Darauf erhielt Lorenz den Befehl, ſich zu entfernen. Er verweigerte es, und nun ging der Doctor mit den Worten davon, ich ſei in Todesgefahr. Das verlangte ich. Es war mir Genugthuung, daß meine unbarmherzigen Tyrannen die Folgen ihrer grauſamen Behandlung ſehen ſollten.

Nach vier Stunden hörte ich das Raſſeln der Riegel. Der Arzt trat ein, indem er ein brennendes Licht in eigener Hand hielt, und Lorenz blieb draußen. Ich war in ſolcher Ermattung, daß ich zum erſten mal wirklich Ruhe empfand. Wenn man wahrhaft krank iſt, dann quält auch die Langeweile nicht mehr. Es quälte mich, daß mein Quälgeiſt draußen bleiben mußte, denn ſeit er mir den Gebrauch des Halseiſens erklärt hatte, verabſcheute ich ihn.

In einer kleinen Viertelſtunde unterrichtete ich den Arzt von Allem, was meinen Zuſtand betraf.

„Sie müſſen die Traurigkeit verbannen, wenn Sie geſund werden wollen", ſagte er mir.

„Schreiben Sie das Recept dafür auf und tragen Sie es zu dem einzigen Apotheker, der eine Doſis danach für mich anfertigen kann", gab ich zur Antwort. „Signor Cavalli war der ſchlechte Doctor, welcher mir das «Herz Jeſu» und «Die myſtiſche Stadt» verſchrieben hatte. Davon bin ich krank geworden."

„Ihr Fieber und Ihre Abdominalbeſchwerde kann wol daher entſtanden ſein. Ich werde Sie nicht verlaſſen."

Darauf bereitete er mir ſelbſt eine Limonade, deren fleißiges Trinken er mir anempfahl, und entfernte ſich. Ich brachte die Nacht ziemlich ruhig unter ausſchweifenden myſtiſchen Träumen zu.

Am andern Morgen trat er mit Lorenz zwei Stunden ſpäter wie ſonſt und mit einem Chirurg ein, der mir zur Ader ließ. Er gab eine Arznei, die ich Abends trinken ſollte, und eine Flaſche mit einem Trank. Auch die Erlaubniß, in der Vorkammer zu ſchlafen, wo die Hitze nicht ſo erſtickend war, hatte der Mann ausgewirkt. Aber ich entſagte dieſer Wohlthat der Ratten wegen, die gewiß in mein Bett gekommen wären. Er bedauerte mein Elend und ſagte mir, daß er Cavalli die Folgen meiner Lectüre vorgeſtellt, worauf dieſer andere Bücher verſprochen; einſtweilen hatte er mir den Boethius mitgebracht. Ich dankte ihm dafür und nannte den Letztern einen Autor, der wol mit Seneca wetteifern könnte. Er ließ mir Flieder- und Gerſtenſchleim zurück.

Nach vier Beſuchen von dieſem Manne beſſerte ſich mein Zuſtand, ich gewann den Appetit wieder. Anfang September befand ich mich ſchon ganz leidlich. Mich quälte nichts denn Hitze, Ungeziefer und Langeweile. Boethius konnte ich nicht immer leſen. Lorenz ſagte mir, ich dürfe, um mich zu waſchen, meinen Kerker verlaſſen, während mein Bett gemacht und ausgefegt würde, um die Flöhe zu tilgen, welche mich

verzehrten. Es war Gnade, und ich benutzte die acht bis zehn Minuten, um mit Heftigkeit auf- und abzugehen. Die dadurch erschreckten Ratten ließen sich dann nicht sehen. Am nämlichen Tage, wo Lorenz mir diese Erleichterung meines Zustandes ankündigte, legte er seine Rechnung ab. Ich hatte gegen 30 Livres von ihm zu fodern; aber in Empfang durfte ich sie nicht nehmen. Ich ließ ihm das Geld, indem ich sagte, er möchte Messen dafür lesen lassen. Er stattete mir seinen Dank dafür ab, als ob er selbst der Priester wäre, der sie empfangen sollte. Am Schluß jeden Monats wiederholte ich mein Verfahren, aber nie habe ich die Quittung eines Priesters zu sehen bekommen. Ohne Zweifel war es sein geringstes Verbrechen, daß er dieses Geld behielt und selbst die Messen versah.

Ich verblieb in diesem Zustand, indem ich beständig die Hoffnung hegte, bald in meine Wohnung zurückzukehren. Kaum ein Abend verging, daß ich mich nicht mit einer Art Gewißheit niederlegte, man würde mir am folgenden Morgen meine Freiheit ankündigen. Als ich aber meine Hoffnung beständig vereitelt sah, kam ich auf den Gedanken, man werde meiner Gefangenschaft einen gewissen Termin bestimmt haben, und ich fing an mir einzubilden, es sei der 1. October, weil mit diesem Tage das Regiment der neuen Inquisitoren begann. Daraus, daß meine Einkerkerung bis dahin währen sollte, erklärte ich mir das Ausbleiben des Secretario. Er hätte sonst mich vernehmen, mich meiner Verbrechen überführen und mir meine Strafe ankündigen müssen. So schien mir Alles untrüglich und natürlich. Aber das war ein schlechter Schluß in den Bleikammern, wo nichts natürlich sein sollte. Ich bildete mir ein, die Inquisitoren hätten in meiner Unschuld ihre Schuld gesehen und hielten mich nur, ihren Ruf

zu schonen, um der Form willen fest, aber sie würden mich mit der Endschaft ihres Regiments entlassen. Ja, ich fühlte mich fähig, ihnen zu verzeihen und den Schimpf zu vergessen, den sie mir angethan. Können sie mich wol, sagte ich, hier zurücklassen, damit ihre Nachfolger mich zur Rechenschaft ziehen, denen sie nichts, was mich verurtheilt, darzulegen vermögen? — Es war mir unmöglich, daß sie mein Urtheil niedergeschrieben und mich darin verdammt haben sollten, ohne mir die Sentenz vorzulegen und meine Schuld darin anzugeben. Aber dies Raisonnement paßte nicht dem Tribunal der Staatsinquisition gegenüber. Schon dadurch wird ein jeder Bürger zum Delinquenten, daß dieser Hof ihn als solchen behandelt. Wozu also erst mit ihm reden? Wozu erst ihm die unangenehme Nachricht seiner Verurtheilung bringen? Sein Geständniß ist überflüssig. Darum lasse man ihm die Hoffnung. Das Tribunal allein verurtheilt und verdammt, der Schuldige ist eine leere Maschine, auf dessen Mitwirkung es nicht ankommt. Er ist ein Nagel, den durch ein Bret zu treiben es nur des Hammers bedarf.

Zum Theil kannte ich schon alle Gebräuche jenes Kolosses, unter dessen Füßen ich lag. Aber von manchen Dingen auf Erden kann man erst dann sagen, man wisse von ihnen, wenn man eine Erfahrung über sie gemacht hat.

Die Nacht auf den letzten September brachte ich schlaflos zu. Ich konnte den folgenden Tag nicht erwarten; denn ich war gewiß, er würde mir die Freiheit bringen. Die Herrschaft der Unbarmherzigen, die mich hier eingekerkert hielten, ging zu Ende. Aber der Morgen brach an, und Lorenz brachte mir zu essen, ohne mir irgendetwas anzukündigen. Fünf bis sechs Tage brachte ich in Wuth und Verzweiflung hin. Ich fing an zu glauben, aus mir unerklärlichen Grün-

den könne man mich für meine ganze noch übrige Lebenszeit hier feſthalten wollen. Aber dieſer fürchterliche Gedanke entlockte mir ein Lächeln und weiter nichts. Ich wußte, daß ich bald verſuchen würde, mich mit Gefahr meines Lebens zu befreien. Man hätte mich getödtet, oder ich hätte meinen Zweck erreicht.

3.

Erste Fluchtgedanken. — Zwei Kerkergenossen.

Deliberata morte ferocior, faßte ich zu Anfang des November den Vorsatz, mit Gewalt einen Ort zu verlassen, an dem man mich mit Gewalt festhielt. Dieser Gedanke ward nun mein einziger. Ich fing an zu überlegen und zu sinnen, um mein Unternehmen zustande zu bringen, das gewiß schon Mancher vor mir versucht hatte, doch Keiner ausführen konnte. Ein sonderbares Ereigniß verrieth mir an dem nämlichen Tage den traurigen Zustand meiner Seele.

Ich stand, die Augen auf die Luke des Daches gerichtet, in meinem Kerker und betrachtete den großen Balken. Lorenz verließ gerade mit zweien seiner Leute das Gefängniß, als ich den gewaltigen Balken nicht blos wanken, sondern nach der rechten Seite ausweichen und dann sich zurückrichten sah, als hätte eine entgegengesetzte Kraft die Bewegung aufgehalten. In dem Augenblick verlor auch ich das Gleichgewicht, ich fühlte, die Erschütterung müsse von einem Erdbeben herrühren, und die erschreckten Kerkerknechte sagten Dasselbe. Froh über dieses Ereigniß, sagte ich kein Wort. Nach fünf Minuten erneuerte sich die Bewegung, und nun mußte ich ausrufen: „Un altro, un altro, gran Dio, ma più forte" (Noch

einen, nur noch einen, großer Gott, aber ſtärker!) Die Aufwärter erſchraken, denn ſie glaubten die Läſterung eines Wahnſinnigen zu hören, und entflohen. Ich aber fand beim nachherigen Ueberdenken, daß ich zu den Möglichkeiten, welche meine Befreiung bewirken konnten, den Einſturz des herzoglichen Palaſtes rechnete. Ich meinte nämlich, indem das Gebäude niedergeſchmettert würde, ſollte deſſen Niederſturz mich ohne alle Beſchädigung, geſund, wohlbehalten und frei auf das ſchöne Pflaſter des St.-Marcusplatzes verſetzen. So fing ich an ſchwachſinnig und thöricht zu werden. Der Stoß kam übrigens von dem Erdbeben, welches in denſelben Tagen Liſſabon zugrunde richtete.

Wenn mein Entſpringen aus einem Ort, wie mein Gefängniß, verſtanden werden ſoll, ſo iſt eine Beſchreibung des Locals nöthig. Die Kerker für die Staatsgefangenen befinden ſich in dem Dachboden des herzoglichen Palaſtes, deſſen Dächer weder mit Ziegeln noch Schindeln, ſondern mit Bleiplatten, von drei Fuß im Gevierte und eine Linie ſtark, belegt ſind. Daher heißen die Gefängniſſe Bleikammern. Nur durch das Thor des Palaſtes, oder durch jene Gänge, welche man mich geführt, iſt zu ihnen zu gelangen möglich. Man berührt im Hinaufſteigen den Verſammlungsſaal der Staatsinquiſitoren. Der Secretär allein hat den Schlüſſel im Verwahrſam, und der Gefangenwärter muß ihm denſelben alle Morgen, nachdem er ſeinen Dienſt verſehen hat, übergeben. Dies war ſo eingerichtet, weil zu einer ſpätern Tagesſtunde ſich der Rath der Zehn in dem benachbarten Saale, Buſſola genannt, verſammelte, und weil die Gefangenwärter dann mehrmals durch das Gelaß hätten gehen müſſen, in welchem ſich die Perſonen aufhielten, die mit jener Behörde zu thun hatten.

Die Gefängniſſe nehmen die beiden gegenüberſtehenden Seiten des Gebäudes ein: drei, zu denen das meinige gehört,

gegen Abend, und vier gegen Morgen gelegen. Die Dachrinne auf jener Seite zog ſich den innern Hof entlang; auf der letztern hing ſie gerade über dem Rio di Palazzo. Die Gefängniſſe auf dieſer Seite ſind ſehr hell und man kann aufrecht darin ſtehen. Nicht ſo verhielt es ſich mit den übrigen, welche Trave, von dem Balken, genannt werden, der ſich an den Dachfenſtern vorüberzog. Der Fußboden meines Kerkers mußte die Decke des Saales der Inquiſitoren bilden, die in der Regel nur Nachts, nach den Tagesverſammlungen der Zehn, zu welchen alle Drei gehörten, zuſammenkamen.

Alles Das wußte ich genau, und meine Kenntniß von allem Oertlichen ließ mich die einzige Möglichkeit eines Verſuchs zu einer glücklichen Flucht entdecken. Ich mußte nämlich den Fußboden meines Gefängniſſes durchgraben. Aber dazu brauchte ich Werkzeuge, und die waren nicht wol an einem Ort zu erhalten, wo jede Möglichkeit abgeſchnitten war, ſich mit andern Perſonen in Verbindung zu ſetzen. Weder Beſuch noch ſchriftliche Mittheilungen waren erlaubt. Geld, um einen der Knechte zu beſtechen, fehlte mir; alſo auch darauf war nicht zu rechnen. Wenn ich endlich hätte ſogar annehmen wollen, daß der Kerkermeiſter und ſeine beiden Büttel die Gefälligkeit haben würden, ſich erdroſſeln zu laſſen, ſo fehlten mir Waffen. Auch ſtand ein Vierter als Wache vor dem verſchloſſenen Gang. Ehe der Kamerad, welcher hinaus wollte, nicht die Loſung geſagt, war an kein Oeffnen der Thür zu denken.

Flucht alſo war der einzige Gedanke, welcher mich beſchäftigte. Weil ich darüber nichts im Boethius fand, hatte dieſe Lectüre nun ein Ende. Aber ich ließ nicht nach, auf meine Befreiung zu denken. Nur die Kraft des Denkens konnte mir einen Weg zur Flucht zeigen. Von jeher war es meine Meinung, daß, wenn ein Menſch ſich irgendein Ziel vorſetzt

und ſich ausſchließlich damit beſchäftigt, er es erreicht, allen Hinderniſſen zum Trotz. Er kann Großvezier und Papſt werden, oder eine Monarchie über den Haufen ſtoßen, aber er darf die rechte Zeit nicht verſäumen. Denn ſobald der Menſch erſt das Alter erreicht, dem das Glück nicht mehr hold iſt, gelangt er zu nichts, und ohne des Glückes Beiſtand läßt nichts ſich hoffen. Man muß auf das Glück rechnen, und doch ſeinen Launen trotzen können. Wahrlich kein politiſcher Calcul iſt ſchwieriger wie dieſer.

In der Mitte des November ſagte mir Lorenz, Meſſer grande halte wieder einen Staatsverbrecher feſt, und der neue Circospetto, der Staatsſecretär Buſinello, habe demſelben das ſchlimmſte aller Gefängniſſe zugedacht; ich alſo würde ihn zum Geſellſchafter erhalten. Er verſicherte mich, dem Secretär vorgeſtellt zu haben, daß ich es für eine Gnade annähme, allein zuſitzen. Aber jener hätte geantwortet: nach den vier Monaten, die ich hier geſeſſen, würde ich wol klüger geworden ſein. Die Nachricht war mir ebenſo wenig unangenehm wie der Wechſel im Secretariat. Pietro Buſinello war ein wackerer Mann, den ich zu Paris gekannt, wie er als Geſandter der Republik nach London ging.

Eine Stunde, nachdem die Terza geſchlagen, hörte ich das Raſſeln der Riegel und ſah Lorenz von zwei Bütteln begleitet, welche einen jungen Menſchen führten, der in Thränen ſchwamm. Man ſchloß ihn ein bei mir und ging, ohne auch nur ein Wort zu ſagen. Ich lag auf meinem Bett im Alkoven, wo er mich nicht ſehen konnte. Mich beluſtigte ſeine Verwunderung. Da er ſo glücklich war, nur fünf Fuß zu haben, ſo konnte er aufgerichtet ſtehen. Aufmerkſam betrachtete er meinen Lehnſeſſel, den er für ſich beſtimmt hielt, und ſah meinen Boethius auf dem Vorſprung über dem Gitter der Luke liegen. Sogleich trocknete er ſeine Thränen und ſchlug das

Buch auf. Aber unmuthig warf er es von ſich, wahrſcheinlich verdrießlich darüber, daß er ein lateiniſches Werk fand. Nun ging er nach der andern Seite des Kerkers und ſchien verwundert, Kleidungsſtücke daſelbſt zu finden. Er naht ſich dem Alkoven und glaubt ein Bett zu ſehen. Er ſtreckt die Hände aus und berührt mich, bittet aber ſogleich um Verzeihung. Ich ſage ihm, er möchte ſich ſetzen, und ſo iſt unſere Bekanntſchaft geſchloſſen.

„Wer ſind Sie?" frage ich.

„Ich bin aus Vicenza und heiße Maggiorin. Mein Vater iſt Kutſcher im Hauſe der Poggiano. Er hielt mich bis zu meinem elften Jahre in ſeiner Wohnung und dort zum Leſen und Schreiben an. Dann ging ich zu einem Perückenmacher und lernte in fünf Jahren vollkommen friſiren. Hierauf ward ich Kammerdiener beim Grafen **. Nachdem ich dort zwei Jahre geweſen, verließ ſeine einzige Tochter das Kloſter. Indem ich ſie friſirte, verliebte ich mich in das ſchöne Mädchen, ſowie ſie in mich ſich verliebte. Wir verſprachen uns die Ehe, folgten unſern Trieben, und die gleich mir achtzehnjährige Gräfin ward guter Hoffnung. Eine Magd im Hauſe entdeckte unſer Einverſtändniß und den Zuſtand der Gräfin. Sie ſagte dieſer, ihr Gewiſſen zwänge ſie, Alles dem Grafen zu entdecken. Aber meine Geliebte bewog ſie, zu ſchweigen, indem ſie ihr die Verſicherung gab, daß in der nächſten Woche ſie Alles dem Beichtvater anvertrauen wolle. Statt deſſen ging die Bekümmerte zu mir, und wir beſchloſſen zu entfliehen. Sie verſah ſich mit einer angemeſſenen Summe Geldes und mit den Diamanten ihrer verſtorbenen Mutter. Wir wollten in der Nacht fort, zuerſt auf Mailand. Aber nach dem Eſſen rief mich der Graf zu ſich und händigte mir einen Brief ein, welchen ich zur Stelle der Perſon übergeben ſollte, an die er hier zu Venedig adreſſirt war. Er ſprach mit ſo vielem Wohl-

wollen und ſo vieler Ruhe zu mir, daß ich unmöglich ahnen konnte, was geſchah. Ich ging, meinen Mantel zu holen und im Vorbeigehen meiner Geliebten ein Lebewohl zu ſagen. Der Vorfall ſei gleichgültig, ſagte ich, und gewiß würde ſie mich am folgenden Tage wiederſehen. Aber ſie gerieth einer Ohnmacht nahe. Kaum war ich hier angekommen, ſo übergab ich den Brief. Ich ſollte auf Antwort warten. Doch kaum hatte ich ſie erhalten und wollte nur im Wirthshauſe einen Mundbiſſen zu mir nehmen, um dann gleich weiterzureiſen, als die Häſcher ſich meiner bemächtigten und mich auf die Wache brachten. Dort blieb ich, bis ich hierhergeführt ward."

So erzählte er ſeine Geſchichte und fügte hinzu: „Ich glaube, mein Herr, daß ich die junge Gräfin als meine Frau betrachten darf."

„Sie irren ſich", gab ich zur Antwort.

„Aber die Gewalt der Natur!"

„Die Natur, wenn man ihr Gehör gibt, verleitet ſolange zu Thorheiten, bis man in die Bleikammern kommt."

„Ich bin alſo in den Bleikammern?"

„Das ſind Sie ſo gut wie ich es bin."

Nun weinte er ſeine bitterlichen Thränen. Es war ein angenehmer Menſch, aufrichtig, gutdenkend und verliebt bis zur Schwärmerei. Ich mußte im Herzen der Gräfin verzeihen; aber dem Vater konnte ich die Unbeſonnenheit nicht vergeben. Weshalb ließ er ſeine Tochter nicht durch ein Frauenzimmer friſiren? Alle Thränen und Klagen des armen Schelms richteten ſich nur auf die Gräfin. Ich mußte Mitleid mit ihm haben. Er dachte, man würde zurückkommen, um ihm ein Bett und zu eſſen zu bringen. Aber ich benahm ihm die Täuſchung und behielt Recht. Ich bot ihm von meinem Eſſen an; doch er konnte nichts hinunterbringen. Den ganzen Tag

klagte und weinte er über ſein Schickſal, lediglich, weil er ſeiner Gebieterin, über deren Loos er ungewiß war, nicht beiſtehen konnte. In meinen Augen war er ſchon mehr denn gerechtfertigt, und ich hielt mich überzeugt, daß, wenn die Inquiſitoren ungeſehen Alles vernommen hätten, was der arme Schelm ſagte, ſo würden ſie ihn nicht nur weggeſchickt, ſondern auch mit ſeiner Gebieterin verheirathet haben, ohne ſich um Geſetze und Gebräuche zu kümmern; ja ſie hätten vielleicht den Herrn Grafen eingeſperrt, der mit dem Lichte dem Stroh zunahe gekommen war. Ich gab ihm meinen Strohſack; denn trotz ſeiner Reinlichkeit fürchtete ich zu ſehr die Träume eines Verliebten, als daß ich mein Bett mit ihm hätte theilen mögen. Er ſah weder die Größe ſeines Fehlers ein, noch die Nothwendigkeit, worin der Graf ſich befand, ihn zu beſtrafen, um die Ehre ſeiner Familie zu retten.

Am folgenden Morgen brachte man ihm einen Strohſack und Eſſen für die 15 Sous, welche der Senat ihm aus Mitleid ausgeſetzt. Ich ſagte dem Gefangenwärter, mein Mittagseſſen könne füglich zwei Perſonen ſättigen. Er möchte alſo das Geld, welches der Senat für Maggiorin ausgeſetzt, anwenden, für ihn wöchentlich drei Meſſen leſen zu laſſen. Lorenz übernahm das ſehr gern und gratulirte dem neuen Gefangenen zu meiner Geſellſchaft. Auch gab er uns nun die Erlaubniß, täglich eine halbe Stunde auf dem Gange ſpazierenzugehen. Das that meiner Geſundheit ebenſo wohl, wie es meinen Plan zur Flucht begünſtigte, der erſt elf Wochen ſpäter reif wurde.

Am äußerſten Ende dieſes Magazins für Ratten fand ich eine Menge alter Geräthſchaften, rechts und links von zwei großen Kiſten auf dem Fußboden übereinandergeworfen. Ein Stoß von Schriften und Papieren lag davor. Ich nahm deren wol gegen zwölf zur Hand, um mich daran zu belu-

ſtigen. Es waren Criminalverhandlungen, die ſich nicht ohne Intereſſe leſen ließen. Ich durchlas nun, was zu ſeiner Zeit als das größte Geheimniß jedem Auge entzogen geweſen war. Unter den Geräthen auf dem Fußboden fand ich einen Bettwärmer, eine Kohlenpfanne, eine Feuerſchaufel, eine Feuerzange, einige alte Leuchter, einen irdenen Topf und eine zinnerne Spritze. Ich vermuthete, ein vornehmer Gefangener habe die Erlaubniß gehabt, ſich dieſer Gegenſtände zu bedienen. Noch ſah ich einen eiſernen Riegel, ungefähr von der Stärke meines Daumen und anderthalb Fuß lang. Aber ich rührte nichts von dem Allen an. Die Stunde war noch nicht erſchienen, um auf irgendetwas mein Augenmerk beſtimmt zu richten.

Gegen Ende des Monats ward mir mein Kamerad an einem ſchönen Morgen entriſſen. Lorenz ſagte mir, man habe ihn nach den Gefängniſſen Li Quattri verwieſen. Sie befinden ſich im Innern des Gebäudes und gehören ebenfalls den Staatsinquiſitoren an. Die Gefangenen genießen die Annehmlichkeit, den Gefangenwärter, wenn ſie ſeiner bedürfen, rufen zu können. Zwar ſind ſie dunkel, aber eine Oellampe gibt das nöthige Licht. Weil nämlich Alles von Marmor iſt, ſchwindet die Beſorgniß einer Feuersgefahr. Ich erfuhr lange nachher, daß der arme Maggiorin fünf Jahre dort hat zubringen müſſen, und daß er dann auf zehn Jahre nach Cerigo geſchickt worden. Ob er geſtorben iſt, weiß ich nicht. Wie wohl mir ſeine Geſellſchaft gethan, empfand ich erſt, nachdem ich ſie verloren. Alleingelaſſen, verfiel ich wieder in Traurigkeit. Aber die Erlaubniß, in den Gängen auf- und abzugehen, blieb mir, und ich unterſuchte Alles, was dort zu ſehen war. In dem einen Kaſten befanden ſich ſchönes Papier, Pappe, noch ungezogene Gänſekiele und Bindfaden. Der andere war verſchloſſen. Ein Stück ſchwarzer, glatter Marmor,

ein Zoll dick, drei Zoll breit und ſechs Zoll lang, erregte meine Aufmerkſamkeit. Abſichtslos nahm ich ihn mit und verbarg ihn im Kerker unter meinen Hemden.

Acht Tage nach Maggiorin's Abreiſe ſagte mir Lorenz, er vermuthe, daß ich einen neuen Kameraden erhalten würde. In dieſem Lorenz, der eigentlich nichts denn Schwätzer war, fing an ſich die Ungeduld zu regen, daß ich ihn nie mit Fragen heimſuchte. Seine Pflicht war, jene Ungeduld zu zähmen, und weil es ihm nicht gelingen wollte, ſeine Verſchwiegenheit gegen mich zur Schau zu tragen, gerieth er auf den Gedanken, daß es geſchähe, weil ich glaube, er wiſſe nichts. Seine Eigenliebe war verletzt, und mir zu zeigen, daß ich im Irrthum ſei, warf er Manches hin, wonach ich nicht gefragt hatte. Einſt ſagte er mir, vermuthlich würde ich öfters neue Geſellſchaft erhalten; denn in jedem der ſechs Gefängniſſe ſäßen bereits zwei Perſonen, von denen keine in die Quattri gebracht werden könne. Da eine lange Pauſe vergangen war, ohne daß ich fragte, worin der Unterſchied zwiſchen jenen Kerkern beſtehe, ſagte er mir, die Quattri enthielten allerhand Menſchen durcheinander, deren Urtheil ſchon niedergeſchrieben ſei, wenn ſie es auch noch nicht kennen ſollten. Was ſich aber in den Bleikammern unter ſeiner Aufſicht befinde, gehöre zu den Perſonen von Auszeichnung, und ſie hätten Verbrechen begangen, die kein Menſch errathen dürfe. „Wenn Sie, mein Herr, die Perſonen kennten, die Ihr Schickſal theilen, Sie würden ſich verwundern. Man ſagt zwar, Sie wären ein Mann von Kenntniſſen und Verſtand. Aber, Sie verzeihen mir! — des Verſtandes wegen kommt man nicht hierher. — Erwägen Sie, 50 Sous täglich ſind ſchon keine Kleinigkeit. — Ein Bürger der Stadt erhält nur drei Livres, ein Edelmann vier, und ein fremder Graf acht. Ich muß das wiſſen, denn Alles geht durch meine Hände."

Dann ſtrich er ſich ſelbſt heraus. Aber alle ſeine Tugenden waren negativ. „Ich bin", ſagte er, „weder ein Spitzbube, noch ein Verräther, noch ein Lügenſchmied, noch ein Geizhals, noch ein Ränkemacher, noch brutal, wie mein Vorgänger. Trinke ich ein Maß zu viel, ſo werde ich eigentlich beſſer. Mein Vater hätte mich nur in die Schule ſchicken ſollen, um leſen und ſchreiben zu lernen; dann wäre ich vielleicht Meſſer grande geworden. Aber meine Schuld war es nicht. Herr Andrea Diedo hält etwas auf mich. Meine Frau, die erſt 24 Jahre alt iſt und Ihnen das Eſſen bereitet, darf ihn beſuchen, wenn ſie will, unangemeldet, auch bevor er aufgeſtanden, eine Gnade, die er keinem Senator gewährt. Ich verſichere Sie, alle neue Ankömmlinge werden zu Ihnen gebracht werden; immer nur auf kurze Zeit. Denn kaum hat der Secretario aus ihrem Munde Das vernommen, worauf es ankommt, ſo ſchickt er ſie nach ihrer Beſtimmung in die Quattri, oder in irgendein Fort, oder in die Levante, oder, wenn es Fremde ſind, nach den äußerſten Grenzen des Staats. Denn das Gouvernement hält ſich nicht befugt, über die Unterthanen anderer Landesherren, wenn ſie nicht in unſern Dienſten ſtehen, zu entſcheiden. Die Milde des Tribunals iſt ohne Gleichen. Kein anderes behandelt die Gefangenen mit ſolcher Schonung. Man findet es grauſam, daß verboten iſt, zu leſen, zu ſchreiben und Beſuche anzunehmen. Aber das nenne ich albern. Mit jenen Dingen verdirbt man nur die Zeit. Zwar werden Sie ſagen, daß Sie nichts zu thun hätten, aber das läßt ſich nicht von uns Andern behaupten."

Dies etwa war die erſte Anrede, mit welcher dieſer Menſch mich zum erſten mal beehrte. Sie beluſtigte mich. Ich ſah, wie er bei weniger Dummheit viel niederträchtiger ſein würde, und wollte nun Nutzen ziehen von ſeiner Dummheit.

Schon Morgens brachte man den neuen Gefährten, der behandelt ward, wie Maggiorin am erſten Tage. Ich lernte nun, daß ich einen zweiten Löffel von Elfenbein nöthig hatte. Denn am erſten Tage gab man dem neuen Ankömmling nichts zu eſſen, ich mußte ihn tractiren.

Der Angekommene, dem ich mich ſogleich zeigte, machte mir eine tiefe Verbeugung. Mein bereits vier Zoll langer Bart imponirte ihm mehr als meine Größe. Denn wenn mir Lorenz auch zuweilen eine Schere ließ, mir die Nägel zu beſchneiden, ſo war doch das Abſchneiden des Bartes ſchwer verboten. Man gewöhnt ſich zu Allem.

Mein neuer Ankömmling war ein Mann von 50 Jahren und hatte meine Größe, mager, etwas gebückt, mit großem Munde und ſehr langen, ſchwarzen Zähnen. Ueber ſeine kleinen braunen Augen ragten lange röthliche Brauen. Die runde, ſchwarze Perücke roch nach Oel, und ſein Kleid war von grobem grauen Tuch.

Obgleich er mein Mittagseſſen angenommen, machte er doch den Zurückhaltenden, ſprach den Tag über kein Wort, und ich verhielt mich wie er. Aber am folgenden Morgen änderte er ſein Syſtem. Man brachte ihm ziemlich früh ein gutes Bett, das ſein eigenes war, und Leinzeug in einem Sack. Maggiorin hätte ohne meine Hülfe nicht mit dem Hemde wechſeln können. Der Gefangenwärter fragte nach dem Mittagseſſen und verlangte Geld dafür.

„Ich habe auch nicht einen Sou."

„Gut, ſo ſollen Sie gleich anderthalb Pfund Schiffszwieback und treffliches Waſſer erhalten", ſagte Lorenz.

Augenblicklich ward beides geholt. Dann ging Lorenz und ließ mich mit dem Geſpenſt allein.

Ich hörte ihn ſeufzen, und das erregte mein Mitleid; ich brach das Schweigen. „Seufzen Sie nicht, mein Herr!"

ſagte ich, „Sie ſollen mit mir eſſen. Aber ich glaube, Sie haben ſehr unrecht gethan, ohne Geld hierherzukommen!“

„Ich habe Geld. Doch das darf man den Harpyen nicht ſagen.“

„Eine ſchöne Schlauheit! Sie ſetzt Sie auf Waſſer und Brot. Darf ich fragen, ob Sie die Urſache Ihrer Einkerkerung wiſſen?“

„Ja, mein Herr, ich weiß ſie, und Sie zu überzeugen, ſollen Sie meine Geſchichte in wenigen Worten hören.

„Ich heiße Saualdo Nobilli und bin der Sohn eines Landmanns, der mich ſchreiben lehrte und nach ſeinem Tode mir ein kleines Haus mit dem dazu gehörigen Lande hinterließ. Es liegt in Friaul, nicht weit von Undine. Ein Fluß, Corno genannt, der meine kleine Beſitzung öfters überſchwemmte, brachte mich vor ſechs Jahren zum Entſchluß, ſie zu verkaufen und nach Venedig zu ziehen. Man zahlte mir 800 Pfund in ſchönen Zechinen aus. Ich hatte gehört, daß in der Hauptſtadt unſerer glorreichen Republik Jedermann einer anſtändigen Freiheit genöſſe, und daß ein betriebſamer Mann von einem Capital, wie das meinige, ſehr füglich leben könne, wenn er auf Pfänder leiht. Ich verließ mich auf meine Sparſamkeit, meine Klugheit und meine Gabe mich zurechtzufinden. Das veranlaßte mich, jenes Gewerbe zu ergreifen. Ich miethete ein kleines Haus, nahe dem Canal regio, und möblirte es aus. Da ich allein war, lebte ich ſehr ruhig und erwarb 10,000 Livres. Denn weil ich eben gut leben wollte, hatte ich 1000 Livres für meinen Unterhalt ausgeſetzt. Ich war gewiß, daß ich binnen kurzem zehn mal reicher werden mußte. Unter Anderm borgte ich einem Juden auf mehre ſehr ſchön eingebundene Bücher zwei Zechinen. Unter dieſen fand ich Charron's «Saggezza». Ich war nie Freund vom Leſen geweſen und hatte nie etwas Anderes gele-

ſen, als was zur chriſtlichen Doctrin gehörte. Aber dies Buch der Weisheit ließ mich einſehen, welch ein Glück es iſt, leſen zu können. Dies Ihnen vielleicht unbekannte Buch, mein Herr, beſitzt ſeines Gleichen nicht. Hat man es einmal geleſen, ſo braucht man kein anderes mehr. Alles, was der Menſch nur zu wiſſen braucht, iſt darin enthalten. Jedes Vorurtheil, welches man in der Kindheit einſaugt, nimmt es rein weg, und alle Sorgen wegen eines Lebens nach dem Tode verſchwinden. Es öffnet die Augen, zeigt den Weg zum Glück und macht weiſe. Suchen Sie dieſes Buch zu leſen und nennen Sie Alle Narren, die Ihnen ſagen, es ſei verboten, daſſelbe zu leſen."

Aus dieſem Geſpräch lernte ich meinen Mann kennen. Charron war mir nicht fremd, obwol ich nichts von einer Ueberſetzung deſſelben wußte. Aber was wird nicht in Venedig überſetzt? Charron, ein großer Bewunderer der Montaigne, glaubte noch über ſein Vorbild hinausgehen zu müſſen, obwol er es nicht einmal erreicht hatte. Er ordnete Manches, was der große Mann ohne ſtrengen Zuſammenhang hingeworfen, und was, ſo daſtehend, der Cenſur nicht anſtößig ſein konnte. Aber Charron, als Prieſter und Theolog, ward beſtraft, Wenige haben ihn geleſen, und der alberne italieniſche Ueberſetzer hat nicht einmal den Titel verſtanden: er mußte La sapienza ſagen. Denn der Verfaſſer war dreiſt genug geweſen, ſein Werk nach dem Buche Salomo zu benennen. Mein Kamerad aber fuhr folgendermaßen fort:

„Nachdem mir Charron alle Bedenken und frühern falſchen Eindrücke genommen, richtete ich meinen Verkehr auf eine Weiſe ein, die mich zu dem Beſitz von 9000 Zechinen brachte. Das darf Sie nicht verwundern. Unſere Stadt iſt reich; folglich ſind Spiel, Ausſchweifungen und Nichtsthun einheimiſch in derſelben. Dieſe zerrütten Alles und Jedes.

Dadurch entſteht Bedürfniß nach dem Gelde, und daraus zieht denn ein weiſer Mann Nutzen.

„Vor drei Jahren machte ein Graf Serimon meine Bekanntſchaft. Er wußte, wie gut meine Geſchäfte gingen, und bat mich deshalb, 500 Zechinen von ihm zu nehmen, ſie in meinem Verkehr anzulegen und ihm die Hälfte des Gewinns zufließen zu laſſen. Er verlangte einen einfachen Schuldſchein von mir, durch den ich mich zur Zurückzahlung der Summe nach ſeinem Begehren verpflichtete. Am Schluß des Jahres zahlte ich ihm 75 Zechinen als den Betrag von 15 Procent des Capitals aus. Er gab mir Quittung darüber, ſchien aber unzufrieden. Er hatte Unrecht, denn ich hatte ſein Geld bei meinem Geſchäft nicht benutzt. Am Schluß des zweiten Jahres gab ich ihm das Nämliche, aus bloßer Großmuth. Aber es kam zu harten Reden unter uns, und Serimon verlangte ſein Geld zurück. Ich antwortete, daß ich 150 Zechinen in Abzug bringen würde, die er ſchon empfangen. Doch er gerieth in Zorn und ſtellte eine Klage gegen mich auf die ganze Summe an. Ein geſchickter Anwalt übernahm meine Sache und wußte ſie in die Länge zu ziehen. Vor drei Monaten ward ein Vergleich vorgeſchlagen, den ich zurückwies. Als ich aber ein Zwangsverfahren zu beſorgen anfing, wandte ich mich an den Abbé Giuſtiniani, den Geſchäftsführer des Grafen Montalegre, ſpaniſchen Geſandten. Dieſer miethete mir ein kleines Haus in einer Gegend der Stadt, wo man gegen Ueberfälle geſichert iſt. Jetzt war ich geſonnen, dem Grafen Serimon ſein Geld zu zahlen; nur wollte ich fünf Zechinen an Koſten des Proceſſes in Abzug bringen, welchen er mir verurſacht. Mein Anwalt beſuchte mich vor acht Tagen mit dem des Grafen. Dieſen Männern wies ich in einem Beutel die 200 Zechinen vor, die ich ihnen bezahlen wollte, aber ohne auch nur einen Deut zuzu-

legen. Unzufrieden damit, verließen mich Beide, und vor drei Tagen benachrichtigte mich Giuſtiniani, daß der Geſandte angemeſſen gefunden habe, dem Inquiſitor eine Hausſuchung durch ſeine Leute im Palais des Erſtern nachzulaſſen. Ich hielt es nicht für möglich und erwartete den Beſuch, nachdem ich mein Geld in Sicherheit gebracht. Mit Tagesanbruch aber fand ſich Meſſer grande ein, verlangte 350 Zecchinen und ſchleppte mich fort, nachdem ich geantwortet, ich hätte keinen Sou. Nun bin ich hier."

Dieſer Erzählung ließ ich Betrachtungen über den ſpitzbübiſchen Schelm, den man mir zur Geſellſchaft gegeben, und über die Ehre folgen, die er mir zu erzeigen dachte, indem er mir ſeine Geſchichte erzählte, der ich meinen Beifall ſchenken ſollte. Alle Albernheiten, welche dieſer Thor mir drei Tage hintereinander vorſchwatzte, indem er ſich beſtändig auf Charron berief, beſtätigen mir die Wahrheit des Sprichworts: „Hüte dich vor jedem Menſchen, der nur ein einziges Buch geleſen hat!" Charron hatte dieſen Wucherer zum Atheiſten gemacht, und er that ſich viel darauf zugute. Am vierten Tage, eine Stunde nach dem Schlage der Terze, berief Lorenz ihn zum Secretario. Schnell zog er ſich an und ſteckte die Füße in meine Schuhe, nicht in die ſeinen, ohne daß ich es bemerkte, dann ging er mit Lorenz, kam aber nach einer halben Stunde weinend zurück und holte aus ſeinen zurückgebliebenen Schuhen zwei Beutel mit 350 Zecchinen heraus, die er, von Lorenz begleitet, dem Secretario brachte. Bald darauf ſtellte er ſich wieder ein, nahm ſeinen Mantel und ging. Lorenz ſagte mir, man habe ihn laufen laſſen. Am folgenden Morgen wurden ſeine Sachen abgeholt. Ich vermuthe, daß die Drohungen der Tortur ihn zum Geſtändniß gebracht, und ſo hat dies Inſtrument denn doch einigen Nutzen.

4.

Erſte Vorbereitungen zur Flucht. — Der Jude Gabriel Schalon.

Am 1. Jan. 1756 erhielt ich mein Neujahrsgeſchenk. Lorenz brachte mir einen ſchönen, mit Fuchspelz gefütterten Schlafrock, eine ſeidene, mit Baumwolle durchnähte Decke und einen Fußſack von Bärenfell, um die Füße hineinzuſtecken; denn wie der Auguſt heiß, ſo war der Winter kalt in meinem Gefängniß. Zugleich ſagte er mir auf Befehl des Secretario, daß ich monatlich über ſechs Zechinen zu gebieten habe und dafür nach meinem Belieben Bücher ſowie Zeitungen kaufen dürfe, auch, daß dies Geſchenk von Herrn Bragadin komme. Ich bat um Bleifeder und ein Stück Papier, um darauf zu ſchreiben: „Meinen Dank der Milde des Tribunals und der Güte des Herrn Bragadin.“

Man muß meine Lage empfunden haben, um die Gefühle zu faſſen, die das in meiner Seele erweckte. Ich verzieh im Ueberſchwang der Empfindung meinen Widerſachern ihr Verfahren, ja, ich hätte das Vorhaben zur Flucht beinahe aufgegeben. So fügſam iſt der Menſch, wenn das Unglück ihn beugt und entadelt. Lorenz erzählte mir, Bragadin hätte den drei Inquiſitoren ſeine Aufwartung gemacht und ſich ihnen zu Füßen geworfen, um unter Thränen die Gnade zu erflehen, mir,

falls ich noch unter den Lebenden sei, diesen Beweis seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit zu geben. Staunend und beinahe verstummend, ward es ihnen unmöglich, diesen Antrag abzuschlagen. Sogleich schrieb ich mehre Bücher auf.

Einstmals ging ich an einem schönen Morgen in der Dachkammer auf und ab, als meine Augen der Riegel fesselte, der auf dem Fußboden lag. Ich sah ihn mir darauf an, daß er eine Schutz- und Trutzwaffe abgeben könne. Mit diesem Gedanken hob ich ihn auf, versteckte ihn unter mein Kleid und brachte ihn in das Gefängniß, indem ich zugleich das Stück Marmor wieder zur Hand nahm, welches ich früher weggetragen. Nun erkannte ich es augenblicklich für einen Schleifstein. Ihn an dem Riegel versuchend, kam ich auf den Gedanken, mir eine Waffe zu verschaffen; aber alle dazu nöthigen Geräthschaften fehlten mir. Die Schwierigkeiten, welche ich zu überwinden hatte, wurden mir ein befeuernder Anreiz. Ich mußte bei fast vollständiger Dunkelheit meine Arbeit verrichten, den Stein, ohne ihn irgendwo gegenlehnen zu können, mit meiner Hand halten und ihn in Ermangelung des Oels mit meinem eigenen Speichel anfeuchten. Ich arbeitete 14 Tage daran, den Riegel in ein achteckiges Stilet zu verwandeln, wie der Schwertfeger es nicht besser liefern konnte. Aber man hat keinen Begriff von der Qual, Langeweile und Geduld, welche mich das kostete. Es war eine Arbeit, quam Siculi non invenere tyranni. Meinen rechten Arm konnte ich nicht mehr bewegen, und meine Schulter schien mir ausgerenkt. Die linke Hand war eine einzige Blase geworden, aber ich wollte mein Werk nicht aufgeben. Endlich war es fertig. Stolz auf mein Stück Arbeit und noch ungewiß, wozu ich es anwenden wollte, sann ich nach, es dergestalt zu verbergen, daß es sogar einer Nachsuchung entgehen mußte. Ich versteckte das Instrument in das Stroh meines Lehnsessels von unten herauf. Niemand konnte

es dort finden, der es nicht vermuthete. So hatte der Himmel zu einer Flucht, die, wenn nicht wunderbar, doch bewunderungswürdig zu nennen iſt, mir das Hülfsmittel dargereicht. Es iſt wahr, ich that mir etwas darauf zugute, aber nicht des Gelingens wegen. Der Himmel war ja in das Mittel getreten. Es mußte vorangehen, ehe ich die Sache ausführbar fand und zur Arbeit ſchritt.

Nach vier Tagen der Ueberlegung, wie ich mein 20 Zoll langes Espanton benutzen ſollte, deſſen ſcharfe Schneide mich von der Entbehrlichkeit des Verſtählens beim Eiſen belehrte, überzeugte ich mich, daß nichts zu thun blieb, als ein Loch in dem Fußboden unter meinem Bette auszuarbeiten.

Ich wußte, daß unter meinem Kerker ſich dasjenige Zimmer befinden müſſe, worin ich Cavalli geſehen. Ich wußte, daß dieſes Zimmer alle Morgen aufgeſchloſſen ward, und daß ich mich, wenn die Oeffnung fertig war, mittels meiner Betttücher, wenn ich ein Seil daraus drehte, deſſen Ende an die Bettſtelle gebunden ward, hinunterlaſſen konnte. Ich wollte mich dann unter dem Seſſionstiſch des Tribunals verbergen und frühmorgens, ſobald die Thür aufgeſchloſſen ward, entſchlüpfen. Ich hoffte mich in Sicherheit zu ſetzen, ehe man mir nachſetzen konnte. Denn auch, wenn Lorenz in jenem Zimmer einen Häſcher zur Wache gelaſſen, war ich gefaßt: mein Spieß hätte ihn getödtet. So war Alles gut erſonnen. Aber der Fußboden konnte doppelt ſein, vielleicht ſogar dreifach, und die Arbeit mich mehre Monate lang beſchäftigen. Wie wollte ich auf ſo lange Zeit das Ausfegen des Gefängniſſes hindern? Es verbieten, hätte Argwohn erregt; denn ich hatte zur Vertilgung des Ungeziefers ſtets darauf gedrungen, daß der Fußboden gereinigt wurde.

Dennoch verbot ich das Ausfegen, ohne einen Grund anzugeben, und Lorenz wollte nach einigen Tagen den Grund

wiſſen. Weil es Staub errege, der mir die Lungen angriffe, gab ich zur Antwort. Er meinte, daß man zuvor ſprengen könne. Das verbot ich noch dringender, weil Feuchtigkeit Blutauswurf erzeuge.

Nach einer Woche befahl er das Ausfegen, ließ das Bett aus dem Kerker ſchaffen und leuchtete unter dem Vorwand des Ausfegens mit dem Lichte hin. Ich ſah nun, daß Argwohn ihn zu der Maßregel vermocht, aber ich blieb gleichgültig dabei und fing an mein Vorhaben noch feſter zu begründen.

Ich färbte mein Schnupftuch mit Blut, indem ich mir den Daumen ritzte, und erwartete Lorenz im Bette. Ich habe ſo heftig gehuſtet, ſagte ich, daß mir eine Ader in der Bruſt geſprungen iſt. Sehen Sie, wie ich geblutet habe! Laſſen Sie den Arzt kommen! — Dieſer erſchien, ließ mir zur Ader und gab mir ein Recept. Ich erklärte, Lorenz ſei an Allem ſchuld, weil er das Ausfegen nicht unterlaſſen wolle. Der Medicus machte ihm Vorwürfe und erzählte, wie ein junger Perückenmacher geſtorben ſei, weil der verſchluckte Staub nie wieder ausgeathmet würde. Ich lachte im Stillen. Der Doctor konnte mir nicht beſſer ſprechen, wenn er mit mir im Einverſtändniß geweſen wäre. Lorenz antwortete: er habe geglaubt, mir einen Dienſt zu erweiſen, und verſprach, daß er nicht mehr ausfehren laſſen wolle. Die Häſcher aber, die zugegen waren, hatten eine wahre Freude darüber und zählten es ſeitdem zu den Handlungen der Wohlthätigkeit, nur die Gefängniſſe Derer zu reinigen, welche ſie mishandelten.

Nachdem der Arzt ſich entfernt hatte, bat Lorenz mich um Verzeihung und verſicherte, daß alle übrigen Gefangenen beim Ausfegen ihrer Kammern, ſo nannte er die Kerker, ſich wohlbefänden; er äußerte, da die Sache wichtig ſei, wolle er ſie darüber belehren, denn er behandle ſie ſämmtlich wie ſeine Kinder.

Der Aderlaß war mir heilſam. Ich gewann meinen Schlaf wieder und verlor die ſpasmodiſchen Krämpfe.

Viel war nun gewonnen, aber die Zeit noch nicht da, mein Werk zu beginnen. Es war kalt, und meine Hände konnten den Spieß nicht halten, ohne vor Froſt zu ſtarren. Mein Unternehmen foderte Vorſicht, die Allem auswich, was leicht errathen werden konnte, zugleich Kühnheit und Beharrlichkeit, die es auch mit Zufällen aufnahm, welche das vorher Berechnete veränderten. Jeder Menſch iſt in einer bedenklichen Lage, der ſo handeln ſoll. Aber ein richtiger, politiſcher Calcul lehrt, daß, um Alles zu erringen, auf Alles gefaßt zu ſein, man Alles wagen muß.

Die langen Winternächte machten mich troſtlos. Neunzehn Stunden mußte ich in der Finſterniß zubringen. Denn an den in Venedig nicht ſeltenen Nebeltagen erhellte das Licht, welches durch mein Fenſter und die Thüröffnung drang, kein Buch hinlänglich, daß ich hätte leſen können. Dadurch verſank ich in meinen frühern Geiſteszuſtand, und das Gehirn darf ſich nur unabläſſig mit Einem Gegenſtande beſchäftigen, ſo kann es leicht dem Wahnſinn zur Beute werden. Eine Lampe mit Oel hätte mich beglückt. Ich dachte hin und her und freute mich, als ſich ein Gedanke zeigte, wie ich ſie mir durch Liſt verſchaffen konnte. Ich brauchte ein Gefäß, Dochte, Oel, Feuerſtein, Schwefelfaden und Zunder. Von dem Allen hatte ich nichts. Doch das Gefäß verſchaffte ich mir bald durch einen irdenen Tiegel, worin geſchlagene Eier mit Butter zubereitet wurden, und den ich mir verbarg. Dann erſparte ich mir von dem Oel zu meinem Salat. Dochte machte ich aus der Baumwolle, welche ich aus meiner Bettdecke zog, und gab Zahnſchmerzen vor. Dadurch vermochte ich Lorenz, mir einen Feuerſtein zu geben, indem ich den Vorwand gebrauchte, daß er, in Eſſig aufgelöſt, mir die Zahnſchmerzen benehme.

Lorenz war zugegen, als ich vor ſeinen Augen drei Feuerſteine in Eſſig legte. Eine Schnalle im Gürtel meiner Beinkleider diente als Feuerſtahl. Nun fehlten noch Zunder und Schwefel. Auch dieſe wurden mir durch Nachdenken und den Einfluß des ſich einmiſchenden Glücks. Ein Blutgeſchwür war im Abtrocknen und verurſachte mir Jucken. Ich hatte Lorenz aufgetragen, ſich vom Arzt ein Mittel geben zu laſſen. Dieſer hatte aufgeſchrieben: „Ein Tag Diät und drei Unzen ſüßes Mandelöl werden die Haut heilen, auch wol die Einreibung von Schwefelblumen. Aber das letztere topiſche Mittel kann gefährlich werden.“ „Ueber die Gefahr lache ich“, gebe ich dem Lorenz zur Antwort; „kaufen Sie mir die Salbe und bringen Sie ſie mir! Sonſt brauchen Sie auch nur Schwefelblumen anzuſchaffen, und ich mache mir die Salbe von meiner Butter ſelbſt. Haben Sie keine Schwefelfaden bei ſich? Geben Sie her!“

Den ganzen Vorrath zog er aus ſeiner Taſche und gab ihn mir. Wie thut im Elend ein jeder Troſt ſo wohl!

Drei Tage brachte ich zu mit Ueberlegen, wie ich mir nun noch das Letzte, den Zündſchwamm, verſchaffen ſollte. Da fiel mir ein, daß ich dem Schneider geſagt hatte, er ſolle mein ſeidenes Kleid unter der Achſel mit Schwamm füttern, um daſſelbe gegen Schweißflecke zu ſichern. Das Kleid, noch ganz neu, lag vor mir. Mein Herz klopfte. Der Schneider konnte meinen Befehl nicht erfüllt haben. Ich ſchwankte zwiſchen Furcht und Hoffnung. Ich brauchte nur zwei Schritte zu thun, um mich zu überzeugen. Aber ich hatte nicht den Muth. Ich fürchtete, den Schwamm nicht zu finden und dann die Hoffnung aufgeben zu müſſen. Endlich entſchließe ich mich und trete zum Riegel, woran mein Kleid hing. Aber plötzlich fühle ich mich einer ſolchen Gnade unwürdig und falle auf meine Knie, um erſt den Schöpfer anzuflehen, er möge den

Schneider nicht haben von meinem Befehle abgehen laſſen. Nach einem heißen Gebet breite ich das Kleid aus, trenne den Wachstaffet los und finde den Schwamm. Welche Freude! Natürlich dankte ich vor allem Gott, denn auf ſeine Gnade vertrauend hatte ich nach dem Schwamm geſucht, und mein ganzes Herz ergoß ſich bei dieſem Gebet.

Prüfe ich mich, ſo habe ich weder thöricht noch dumm gehandelt, daß ich, bevor ich den Schwamm ſuchte, mich an den Herrn aller Dinge wendete. Vor meiner Einkerkerung wäre es ſo wenig geſchehen wie heute. Aber wenn die Freiheit des Körpers gelähmt iſt, fühlt ſich auch das Wirken des Geiſtes geſchwächt, und man darf, ja man ſoll Gottes beſondere Gnade erflehen, nur nicht bitten, daß er durch Wunder den Gang der Natur umſtoße.

Aber wie denn? Hatte der Schneider wirklich den Schwamm vergeſſen, ſo fand ich ihn nun und nimmermehr. Hatte er ihn eingenäht, ſo war er gewiß da. Was wollte ich alſo vom Herrn der Welt? Der Sinn meines Gebets war, ihm zu ſagen: Herr, laß mich den Schwamm finden, auch wenn der Schneider ihn wegließ, und wenn der Schneider ihn einnäht, nimmt du ihn nicht weg! Der Theolog nun darf und wird mein Gebet fromm, heilig und vernünftig nennen, weil es auf der Kraft des Glaubens ruht; und er hat Recht, wie ich Recht habe, wenn ich es albern finde, weil ich nicht Theolog bin. Aber ich brauche eben kein ſonderlicher Theo- zu ſein, um einzuſehen, daß jene meine Handlung, wie ern ſie ſein mochte, eine der beſten meines Lebens geweſen. konnte ja auch Gott gedankt haben, daß er den Schneider nkt, als er ihn den Schwamm nicht vergeſſen laſſen; und n iſt mein Dankgebet ſogar von der ſogenannten geſunden nunft gerechtfertigt.

Kaum hatte ich den Schwamm, ſo goß ich Oel in den

Tiegel, that den Docht hinzu, und die Lampe war fertig. Es ſchmeichelte mir, in dem Augenblick das meinem eigenen Selbſt verdanken zu müſſen, und eins der grauſamſten Verbote übertreten zu haben. Nun gab es für mich keine Nacht mehr. Dem Salat, meiner Lieblingsſpeiſe, ſagte ich Lebewohl. Das Oel ſchien mir nur da zu ſein, um uns zu leuchten. Ich beſchloß am erſten Montage der Faſten die Durchgrabung des Fußbodens zu beginnen. Während der Ausgelaſſenheit im Carneval waren täglich Beſuche zu befürchten, und ich hatte Recht. Am Sonntag vor Aſchermittwoch klirrten die Riegel, Lorenz trat ein, und ihm folgte ein großer Mann, den ich augenblicklich für den Juden Gabriel Schalon erkannte, der allen jungen Wüſtlingen durch ſchlechte Geſchäfte zu Gelde verhalf. Wir kannten uns und begrüßten uns alſo ganz obenhin. Die Geſellſchaft behagte mir nicht. Aber es war Geduld nöthig. Man ſperrte ihn ein, nachdem er Lorenz aufgetragen, ihm ſein Bett und Eſſen zu holen; doch dieſer erwiderte, davon werde erſt morgen die Rede ſein.

Dieſer Jude, ein erzdummer, ſchwatzhafter, eingebildeter Kerl, verſtand auf der Welt nichts denn ſein Gewerbe. Er fing an mir Glück zu wünſchen, ſein Geſellſchafter geworden zu ſein. Statt der Antwort bot ich ihm die Hälfte meiner Mahlzeit an. Doch er ſchlug ſie als nicht koſcher aus und hoffte noch am Abend auf eine gute Mahlzeit in ſeiner Wohnung. „Woraus ſchließen Sie das?“ fragte ich. „Weil der Kerkermeiſter erſt morgen von meinem Bett reden wollte“, antwortete er.

„Auch mir hat er das geſagt.“

„Zwiſchen uns aber iſt ein Unterſchied. Denn, das ſage ich Ihnen, die Inquiſitoren haben mich feſtſetzend einen Fehlgriff begangen. Sie werden in Verlegenheit ſein, ihren Fehler gutzumachen.“

„Vielleicht zahlen ſie Ihnen eine Penſion. Denn ein Mann wie Sie will geſchont ſein.“

„Richtig. Kein Mäkler ſtiftet dem innern Verkehr den Nutzen wie ich. Die Herren vom Rath haben oft die Anzeigen benutzt, die ich ihnen gemacht. Meine Verhaftung iſt ein ſonderbares Ding und gründet vielleicht noch Ihr Glück?“

„Mein Glück?“

„Ich bin keinen Monat wieder frei, ſo erlöſe ich Sie von dieſem Gefängniß. Ich weiß, wen und wie ich darüber ſprechen muß.“

„So will ich auf Sie rechnen.“

Der dumme Schuft bildete ſich nicht wenig ein. Er wollte mich unterrichten von Dem, was über mich geſprochen ward, und hinterbrachte mir das Geſchwätz der albernſten Leute. Er langweilte mich, daß ich ein Buch zur Hand nahm, und er war ſo unverſchämt, daß er mich bat, nicht zu leſen. Seine Leidenſchaft war Schwatzen, und ſtets von ſich ſelbſt. Ich durfte nicht wagen meine Lampe anzuzünden; und weil die Nacht anbrach, entſchloß er ſich, Brot, Wein und meinen Strohſack anzunehmen, der nun ſchon das Bett aller Ankommenden geworden. Am folgenden Tage erhielt er ſein Bett und Eſſen, von ſeinen Leuten bereitet. Faſt neun Wochen mußte ich dieſe Laſt tragen. Denn er mußte wegen ſeiner verwickelten Schelmereien öfter vernommen werden. Mir ſelbſt geſtand er, Renten von Perſonen gekauft zu haben, ehe ſie denſelben zugefallen waren. Er geſtand, daß der Verkäufer 50 Procent verlor, aber der Käufer konnte Alles einbüßen. Da ich den Ueberläſtigen nicht los ward, beſchloß ich meine Lampe anzuzünden, und er gelobte Verſchwiegenheit, doch ohne ſie zu halten. Es erfolgte aber für mich nichts daraus, denn Lorenz wußte Alles. Nur für meine Flucht konnte ich nichts thun. Auch beim Leſen ſtörte er mich. Anmaßend, dumm,

abergläubig, geckenhaft und furchtſam, gerieth er oft in Verzweiflung und brach in Thränen aus. Dann ſollte ich in ſeine Klagelieder, daß er ſeinen guten Namen verlöre, ...ſtimmen. Ich ſagte, wegen ſeines guten Namens habe er nichts zu fürchten, und er nahm es für ein Compliment. Er wollte durchaus nicht geizig ſein, und ihn davon zu überzeugen, bewies ich ihm einſt, daß er, wenn die Inquiſitoren ihm täglich 100 Zechinen bewilligen und die Thür des Gefängniſſes öffnen wollten, er darin bleiben würde. Er lachte und gab es zu.

Talmudiſt, wie die übrigen Juden heutzutage es ſind, war auch er, und ich ſollte ihn ſeiner Wiſſenſchaft wegen für einen treuen Anhänger ſeiner Religion halten. Als Sohn eines Rabbi, war er bewandert im Ceremonial. Zunehmende Menſchenkenntniß hat mich belehrt, daß die Mehrzahl der Menſchen die Religion in der Disciplin ſucht.

Er war fett und verließ kaum ſein Bett. Weil er bei Tage ſchlief, wachte er oft des Nachts, während ich köſtlich ſchlummerte. Einſtmals weckte er mich aus dem beſten Schlaf. „Zum Henker, was haben Sie, weshalb wecken Sie mich? Nur wenn Sie im Sterben ſind, vergebe ich es Ihnen", ſagte ich ihm einſt.

„Ach, lieber Freund, ſeien Sie barmherzig! wir wollen ein wenig plaudern."

„Ich Ihr Freund? Abſcheulicher Menſch! Ihre Schlafloſigkeit mag Sie quälen, und ich bedaure Sie. Aber wenn Sie je wieder ſich zu erheitern mich der größten Wohlthat der Natur berauben wollen, ſo verlaſſe ich mein Bett und erdroſſele Sie."

„Verzeihen Sie! Ich wecke Sie gewiß niemals wieder."

Ihn erdroſſelt hätte ich vielleicht nicht; aber er ſtellte mich auf die Probe. Der ſchlafende Gefangene iſt nicht mehr Ge-

fangener, wie der Sklave, wenn er ſchlummert, ſeine Feſſeln nicht fühlt, und wie dann auch kein Herrſcher regiert. Deshalb ſieht ein Gefangener Den, welcher ihn weckt, für ſeinen Henker an, der ihm die Freiheit nimmt und ihn ins Elend ſtürzt. Erwägen wir nun noch, daß der ſchlafende Gefangene gewöhnlich von der Freiheit träumt, und daß dieſer Traum ihm die Wirklichkeit erſetzt!'

Uebrigens war ich froh, vor des Juden Ankunft nicht an die Arbeit gegangen zu ſein. Er wollte ausgefegt haben, und ich mußte lachen, als die Aufwärter meinten, davon würde ich ſterben. Er beſtand darauf und ich ſtellte mich krank. Die Aufwärter hätten nicht ausgekehrt, wenn ich widerſtand. Aber mein Intereſſe wollte, daß ich nachgab.

Am Aſchermittwoch ſagte mir Lorenz, wir würden den jährlichen Oſterfeſtbeſuch des Secretario der Staatsinquiſition erhalten. „Durch dieſen Beſuch ſollen theils die Seelen der Gefangenen, die das Heilige Sacrament bedürfen, beruhigt, theils ihre Beſchwerden über die Behandlung der Kerkermeiſter vernommen werden. Sie können ſich alſo heute über mich beſchweren", ſagte Lorenz. „Thun Sie es nur und kleiden Sie ſich an, denn das iſt Gebrauch." Ich erbat mir einen Beichtvater auf morgen.

In aller Frühe kleidete ich mich an, und der Jude that Daſſelbe, indem er Abſchied nahm. Er war überzeugt, der Secretario würde ihn befreien, nachdem er ſeiner anſichtig geworden. Er behauptete ein Vorgefühl zu haben, wie es ihn noch nie getäuſcht, und ich wünſchte ihm Glück. Inmittels kam der Secretario, und man öffnete ihm den Kerker. Der Jude trat hervor und fiel auf ſeine Knie nieder. Sein Heulen und Weinen währte eine Stunde lang; der Secretario ſprach kein Wort. Er trat zurück, und Lorenz rief mich hervor. Mein langer Bart von acht Monaten, bei einem Kleide, wel-

ches ein Verliebter ſich im Juli machen laſſen, machten mich an jenem kalten Tage zu einer Erſcheinung, die wol Lachen, nur nicht Mitleid zu erregen vermochte. Ich zitterte vor Kälte, und das verdroß mich lediglich darum, weil der Geheimſchreiber es der Furcht zuſchreiben konnte. Ich mußte gebückt das Gefängniß verlaſſen, und ſchon darin lag die Verbeugung. Dann ſetzte ich mich wieder in Poſitur und ſah den Secretario gleich frei von Stolz wie von Unterwürfigkeit an, ohne mich zu bewegen oder ein Wort zu ſprechen. Jener, gleich unbeweglich, blieb ſtumm, und das gegenſeitige Schweigen währte zwei Minuten. Da er ſah, daß ich ihm nichts vorzutragen hatte, neigte er den Kopf etwa um einen halben Zoll und ging. Ich kehrte zurück, kleidete mich aus und legte mich nieder, um meine natürliche Wärme wiederzuerwecken. Der Jude war außer ſich vor Erſtaunen, daß ich dem Secretario kein Wort geſagt, obwol mein Schweigen mehr zu ihm geſprochen wie ſein feigherziges Heulen. Ein Gefangener wie ich, durfte ſeinem Richter gegenüber nur ſprechen, um auf vorgelegte Fragen zu antworten.

Am folgenden Tage nahm mir ein Jeſuit die Beichte ab, und am Heiligen Abend reichte mir ein Prieſter von St.-Marcus das Abendmahl. Meine Beichte hatte dem Erſtern zu kurz geſchienen, und er gab mir einige Ermahnungen, bevor er mich abſolvirte.

„Betet Ihr denn auch?" fragte er mich.

„Vom Morgen bis zum Abend, ja ſogar beim Eſſen und im Schlaf. Denn in meiner Lage iſt Alles, was in mir vorgeht, jede Bewegung, jede Ungeduld, jede Verirrung meines Geiſtes nichts denn ein Flehen zur Weisheit Gottes, die allein in mein Herz ſehen kann."

Der Jeſuit lächelte zu meinem Raiſonnement über das Gebet und erwiderte es mit einer metaphyſiſchen Ausführung,

die jenem keineswegs entsprach. Ich hätte ihn widerlegt, aber seine Gabe und die Uebung in seinem Beruf erfreute mich. Wie ein Wurm kam ich mir vor, als er mit Prophetenkraft mir sagte: „Wir sind es, von denen Ihr die Religion empfangen habt, die Ihr bekennt. Uebt sie, wie wir es thun, und betet zu Gott, wie wir Euch es gelehrt haben! Wißt auch, daß Ihr nur am Tage Eures Schutzheiligen zur Freiheit gelangen werdet!“ Nach diesen Worten absolvirte er mich und ging. Der Eindruck, den er mir zurückließ, war unglaublich. Was ich versuchte, ich konnte seine Worte nicht aus meiner Seele jagen, und alle Heiligen ging ich durch, die ich in meinem Kalender fand.

Dieser Jesuit war zugleich Beichtvater vom alten Senator und damaligen Staatsinquisitor Flaminio Cornaro. Der Senator war ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, sehr religiös und Verfasser mehrer frommer, in lateinischer Sprache geschriebener Werke, sein Ruf dabei unbefleckt.

Daß ich am Tage meines Schutzheiligen befreit werden würde, hatte ich von einem Manne gehört, der es wissen konnte, und es freute mich umsomehr, als ich nun erfuhr, einen solchen Heiligen zu haben, und daß er meiner sich annehme. Aber wenn ich ihn anzuflehen verpflichtet war, mußte ich ihn kennen. Wer ist er? Der Jesuit selbst, wenn er ihn kannte, durfte ihn nicht nennen. Er hätte das Geheimniß verletzt. Darum will ich versuchen, ob er sich errathen läßt, sagte ich zu mir. Jakob von Compostella, dessen Namen ich trug, konnte es nicht sein. Am Tage Jakobi hatte gerade Messer grande meine Thür gesprengt. Ich sehe daher den Kalender durch und finde zunächst St.-Georg, an den ich nie gedacht. Dann stoße ich auf St.-Marcus, der am 25. des Monats seinen Tag feiert und dessen Schutz ich als Venetianer in Anspruch nehmen durfte. An diesen also richte ich

mein Gebet, aber umſonſt. Sein Tag erſchien, und ich blieb. Nun wendete ich mich an den andern St.-Jakob, den Bruder des Heilands, der mit St.-Philipp eintritt. Aber ebenfalls getäuſcht, wende ich mich an St.-Anton, der, wie man in Padua ſich ausdrückt, täglich 30 Wunder vollbringt. Abermals umſonſt.

Obgleich ich Neigung hatte, es mit einem Heiligen nach dem andern verſuchen zu wollen, ſo faßte ich auf mein Stilet am Ende doch ein noch größeres Vertrauen. Dies bewährte ſich auch dem Jeſuiten zum Trotz am Allerheiligen-Tage, nachdem der Jude bald nach Oſtern auf zwei Jahre nach den vier andern Gefängniſſen gebracht worden. Ich mußte die Dielen durchſchneiden, indem ich das Eiſen hineintrieb. Anfangs waren die Stückchen, welche ich ablöſte, nicht größer wie ein Weizenkorn, doch nach und nach wurden es bedeutende Splitter. Die Diele von Lärchenholz hatte ungefähr 16 Zoll Breite. Ich durchgrub ſie da, wo ſie mit einer andern zuſammengefalzt war, und mußte eilen. Denn wehe mir, wenn ein neuer Gefangener ankam, der das Ausfegen verlangte! Ich hatte nämlich das Bett beim Arbeiten weggerückt, die Lampe angezündet und lag, das Eſponton in der Hand und eine Serviette zum Auffammeln des Abfalls neben mir, auf dem Bauch. Zum Glück war meine Arbeit leicht; denn weder Nagel noch Klammer hinderte mich. Nach ſechs Stunden band ich meine Serviette zuſammen, in der Abſicht, ſie hinter den aufgehäuften Geräthſchaften im Gange zu leeren, und rückte die Bettſtelle zurecht. Am folgenden Tage entdeckte ich unter der erſten Diele eine zweite, die ich von gleicher Stärke ſchätzte. Beſuch erhielt ich nicht, aber die Furcht vor demſelben quälte mich. Raſtlos arbeitete ich drei Wochen hindurch. Alle drei Dielen, unter denen ich das Pflaſter von kleinen Marmorſtückchen, Terrazzo marmorin genannt, antraf, waren durch

gearbeitet. Hier glitt mein Eisen ab, und ich gedachte des Hannibal, der sich nach Titus Livius einen Weg über die Alpen gebildet, indem er mit Beilschlägen den durch Weinessig erweichten Felsen durchbrach. Das hatte ich bis dahin stets für unglaublich gehalten, nicht weil ich dem Weinessig die nöthige Kraft absprach, sondern der Menge wegen, welche nöthig schien. Nun goß ich in die Vertiefung, die ich gemacht, eine Flasche starken Weinessig, welchen ich besaß. Am andern Tage schon sah ich, daß mein Versuch gelingen würde, sei es durch die Kraft des Essigs oder die Kraft meiner Geduld. Denn nicht die Steine selbst, nur den Kitt, welcher sie verband, hatte ich mit meinem Instrument zu zerpulvern. Zu meiner größten Freude entdeckte ich, daß dies nur solange, als ich auf der Oberfläche blieb, schwierig war. In vier Tagen sah ich mich auch hiermit fertig, und mein Stilet blieb unbeschädigt; es war vielmehr erst recht blank geworden. Nun, wie erwartet, fand ich eine neue Diele, muthmaßlich die letzte, mit welcher ich mehr Mühe hatte, denn das Loch war bereits zehn Zoll tief geworden. Jedesmal rief ich die Barmherzigkeit Gottes an. Denn wenn die Gelehrten über die Kraft des Gebets spotten, wissen sie nicht, was sie sprechen. Wenn ich lange gebetet, so war ich jedesmal gestärkt, und das allein genügt, mochte nun die Kraft von Gott unmittelbar mir gegeben werden, oder mochte sie eine physisch nothwendige Folge meines eigenen Vertrauens auf ihn sein. Hatte ich lange (diu) gebetet, so half mir Gott (dio) jedesmal.

5.

Graf Canarola.

Der 25. Juni war nun gekommen. Im 11. Jahrhundert war an dieſem Tage des Evangeliſten Marcus Erſcheinung in der Geſtalt eines Löwen gefeiert worden. Denn die Weisheit des Senats ſah ein, daß die Zeit gekommen war, die Hülfe dieſes Schülers des Paulus und Petrus für die Vergrößerungsplane der Republik zu benutzen. Ich hatte Nachmittags drei Stunden lang, völlig nackt, von Schweiß triefend, auf dem Bauch gelegen und in dem Loch gearbeitet, worin meine Lampe ſtand. Plötzlich ertönt das fürchterliche Klirren des Riegels der Thür im vorderſten Gange. Welch' ein Augenblick! Ich blaſe die Lampe aus, laſſe das Stilet ſammt der Serviette in der Oeffnung, ſchiebe das Bettgeſtell in den Alkoven, werfe Strohſack ſammt Matratze darüber hin und ſinke beinahe todt im Augenblick, wo Lorenz eintritt, auf mein übriges Bettzeug. Einen Augenblick ſpäter hätte man mich ertappt. Lorenz wäre mir auf den Leib getreten, wenn ihn ein Schrei nicht gebückt zurückgejagt hätte, indem er mit Emphaſe ausrief: „Ach, mein Gott! wie bedaure ich Sie, lieber Herr! Man iſt hier wie in einem Backofen. Stehen

Sie auf und danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen ſolche Geſellſchaft ſchickt! Treten Ew. Excellenz nur herein!"

Das ſagt er zu dem Unglücklichen, der ihm folgt, ohne meine Nacktheit zu berückſichtigen. Der Fremde aber nahm es wahr und vermied mich mit ſeinem Geſicht, während ich meine Betttücher zuſammenſuchte und ſie auf das Geſtell warf, nach einem Hemd aber, das ich mir überwerfen konnte, umſonſt ſuchte.

Der Angekommene glaubte ſich in der Hölle. „Wo bin ich und wohin bringt man mich?" ſagte er. „Welche Hitze! und welcher Geruch! Mit wem werde ich eingekerkert?"

Nun rief ihn Lorenz hinaus. Mich hat er ein Hemd anzuziehen und auf den Gang zu gehen. Dem Verhafteten aber ſagte er, es ſei ihm befohlen, ſein Bett und was er ſonſt brauche, herzuſchaffen. Einſtweilen könne er im Gange auf- und abgehen. Dann würde der Geruch im Gefängniß verſchwinden, der nur von Oel herrühren könne; gewiß, weil ich die Lampe ausgelöſcht. Lorenz machte mir keinen Vorwurf darüber. Sonder Zweifel hatte der Jude ihm Alles geſagt, und ich freute mich, daß dieſer ihm nicht mehr zu entdecken gewußt. Für Lorenz aber gewann ich nun einige Achtung.

Endlich im Hemd und Schlafrock, trete ich hinaus. Der neue Gefangene ſchrieb mit der Bleifeder auf, was er brauchte, und ſah mich kaum, als er ausrief: „Sieh da, Caſanova!" Ich erkannte ihn gleich für den Abbé Grafen Fanarola aus Brescia. Er war ein angenehmer, reicher, in allen guten Geſellſchaften beliebter Funfziger. Nach einer Umarmung ſagte ich ihm, Niemand hätte ich hier weniger erwartet, und Thränen entſtrömten ſeinen Augen.

Kaum waren wir allein, als ich ihm eröffnete, ich würde ihm, wenn ſein Bett käme, meinen Alkoven anbieten; aber

er möchte ihn ausschlagen und das Ausfegen des Gefängnisses verbitten. Die Gründe solle er bald hören. Ich sagte ihm, woher der Oelgeruch rühre, und er gelobte Verschwiegenheit, indem er sich freute, zu mir gekommen zu sein. Ich erfuhr durch ihn, daß Niemand mein Vergehen kannte, und darum alle Welt es errathen wollte. Einige meinten, ich habe eine neue Religion gestiftet, Andere, daß Madame Memmo dem Tribunal bewiesen, ich mache ihren Sohn zum Atheisten. Auch sagte man, Antonio Condulmeo, der Staatsinquisitor, habe mich als Ruhestörer festsetzen lassen, weil ich die Komödien des Abbé Chiari ausgepfiffen, und weil ich nach Padua gehen wolle, um ihm nach dem Leben zu trachten. Von dem Allen war etwas richtig, nur Alles erweitert. Um eine neue Religion zu gründen, war ich zu leichtsinnig und sorgenlos; die drei Söhne der Madame Memmo konnten leichter verführen als verführt werden; und Condulmeo hätte viel zu thun gehabt, wenn er alle Personen, die Chiari's Stücke auspochten, hätte festsetzen wollen.

Gegen Abend kam Bett, Lehnstuhl, Wäsche, Riechwasser, ein gutes Essen und guter Wein. Der Abbé konnte nichts genießen, aber ich ahmte ihm nicht nach. Sein Bett fand einen Platz, ohne daß das meinige verrückt ward, und man schloß uns ein.

Nun holte ich meine Lampe aus dem Loche hervor, und als ich die Serviette ganz mit Oel getränkt fand, mußte ich lachen. Wenn Anlässe, die tragische Folgen haben konnten, mit unbedeutenden enden, so hat man ein Recht zum Lachen. Ich richtete Alles wieder ein und zündete die Lampe an, über deren Geschichte der Abbé lachen mußte. Wir schliefen die ganze Nacht nicht, weniger weil das Ungeziefer uns quälte, als weil wir uns hundert interessante Sachen zu sagen hatten, und der Graf mir seine Geschichte in diesen Worten erzählte:

„Geſtern fuhr ich in Geſellſchaft der Madame Aleſſandri und vom Grafen Martinengo zur Gondel nach Fuſina, und dann nach Padua zur Oper, in der Abſicht, ſogleich wieder hierherzugehen. Nach dem zweiten Act führt mein Unſtern mich in den Spielſaal. Hier traf ich demaskirt den Grafen Roſenberg, kaiſerlichen Botſchafter, und Madame Ruggini, deren Gemahl als venetianiſcher Botſchafter nach Wien abgehen ſollte. Beiden machte ich eine Verbeugung und ſagte der Dame einige Artigkeiten. Im Fortgehen aber rief der Graf mir zu: «Sie Glücklicher, dem mit einer ſo ſchönen Dame zu ſprechen erlaubt iſt! In ſolchen Augenblicken macht mir mein öffentlicher Charakter das ſchönſte Land der Erde zur Hölle. Sagen Sie ihr, daß die jetzigen Hinderniſſe in Wien verſchwinden! Dort würde ich ſie im künftigen Jahre aufſuchen und ihr den Krieg erklären.»

„Frau von Ruggini, die geſehen, daß der Graf ſich mit mir unterhielt, winkte mir und fragte lächelnd, was der Graf mir geſagt. Ich trug kein Bedenken, es zu wiederholen, und ſie trug mir die Antwort auf, daß ſie die Kriegserklärung annehme, und die Zukunft zeigen werde, wer ſein Handwerk am beſten verſtehe. Dieſe Antwort, ein bloßes Compliment, ſchien mir ſo unverdächtig, daß ich kein Bedenken trug, ſie zu überbringen, und nach dem Abendeſſen ruhig nach Hauſe ging. Aber am Morgen weckt mich ein Billet, das mich zur Buſſola fodert, dort die Eröffnung des Secretario zu vernehmen.

„Die Vorladung ließ mich nichts Gutes ahnen. Ich mußte gehorſamen, und war kaum angekommen, als der Befehl erfolgte, mich hierherzubringen.“

Kein unſchuldigerer Fehler wie dieſer! Aber, bemerkte ich noch, in der Welt der Geſetze können Handlungen völlig ſchuldlos ſein, und man darf ſie doch nicht hingehen laſſen. Ich gratulirte dem Abbé, daß er wenigſtens ſein Verbrechen

wußte. Er würde, ſagte ich, eine Woche hier bleiben und dann den Befehl erhalten, einige Monate lang Brescia nicht zu verlaſſen. Aber nicht einmal an achttägige Haft wollte er glauben. So hält der Menſch die Strafe für unmöglich, wenn er ſich ſchuldlos weiß. Ich ließ ihm ſeine Hoffnung; doch meine Vorherſage traf buchſtäblich ein. Ich that mein Möglichſtes, ihm den Schmerz über das Entehrende der Verhaftung durch meine Geſellſchaft vergeſſen zu machen, und vergaß, während er bei mir war, mein Unglück über dem ſeinigen.

Am Morgen brachte Lorenz ſehr früh Kaffee und dem Grafen in einem Korbe das Mittagseſſen. Dieſer begriff nicht, wie es zu dieſer Zeit genoſſen werden ſollte. Eine Stunde lang ließ man uns ſpazierengehen, dann wurden wir eingeſchloſſen. Die Flöhe, welche uns quälten, brachten den Abbé auf die Frage, weshalb ich nicht ausfegen laſſe. Er ſollte mich weder für unreinlich, noch meine Haut für härter halten wie die ſeinige. Darum erzählte, ja zeigte ich Alles. Er war verwundert, beinahe gekränkt, mich gewiſſermaßen zu dem Geſtändniß genöthigt zu haben, ermunterte mich nun aber, fortzufahren. Er wollte, daß ich die Arbeit am folgenden Tage vollbrächte, damit er mich noch hinunterlaſſen und mein Seil wieder hinaufziehen könnte. Denn ob er ſeine Schuld erſchwere, war ihm gleichgültig. Ich aber zeigte ihm eine Erfindung, wie ich das Seil, nachdem es mich hinuntergelaſſen, wieder nach mir ziehen wollte. Beide Enden des Seils liefen durch eine an der Bettſtelle befeſtigte Schlinge, und das Seil mußte ich nach mir ziehen, damit es Lorenz nicht augenblicklich gewahr ward, wenn er durch den Saal nach den Gefängniſſen ging. Denn dann hätte er mich zur Stelle geſucht, gefunden und angehalten.

Der Graf wollte, daß ich meine Flucht noch aufſchob. Ich ſollte Lorenz' Schickſal bedenken. Aber das Verlangen

nach Freiheit hinderte jeden Nachlaß in meiner Arbeit. Ich hätte mich nicht dazu bequemt, und wenn es das Leben aller Sbirren gegolten hätte, ja die Republik ſelbſt. Das Vaterland wird ein Nichts Dem, welchen es unterdrückt!

Meine gute Laune entriß den werthen Genoſſen nicht allen Anfällen von Schwermuth. Er liebte Madame Aleſſandri, vormalige Sängerin, jetzt Gemahlin von Martinengo, und blieb nicht unerhört. Aber je mehr man glücklich liebt, um ſo ſchmerzhafter iſt die Entfernung vom Gegenſtand unſerer Liebe. Er ſeufzte, und oft ſtanden ihm die Thränen in den Augen. Ich bedauerte ihn, konnte mich aber nicht entſchließen, ihm zum Troſt von der Richtigkeit der Liebe zu ſprechen, wie Thoren es wol thun. Das iſt weder ein Troſt, noch iſt es Wahrheit.

Die achttägige Gefangenſchaft, die ich ihm angekündigt, verlief ſchnell. Ungern verlor ich des Abbé angenehme Geſellſchaft; doch ſie zu bedauern, dazu blieb mir keine Zeit. Dem edeln Manne von Verſchwiegenheit zu ſprechen, war überflüſſig. Ein Wort derart hätte ihn beleidigt.

Am 3. Juli ſagte Lorenz: er möchte ſich bereithalten, gegen die Zeit der Terza auszugehen, und brachte ihm deshalb nichts zu eſſen. Denn ſchon vorher waren Suppe, Obſt und Wein ihm einzige Nahrung geweſen. Ich dafür hatte einen guten Tiſch gehabt, und er bewunderte mein Temperament. Freundſchaftsbezeigungen füllten uns die letzten Stunden aus. Lorenz kam, ging mit ihm fort und kehrte bald darauf wieder, um alle Sachen des liebenswürdigen Mannes abzuholen.

Am folgenden Tage legte Lorenz ſeine Junirechnung ab. Vier Zechinen, die mir blieben, erklärte ich ſeiner Frau geſchenkt. Daß es mein Lampenzins ſei, ſagte ich nicht; doch er mußte es errathen.

Bei raſtloſer Arbeit war mein Werk am 23. Aug. vollbracht. Ein unerwarteter Umſtand hatte daſſelbe verzögert. Die letzte Diele mit größter Behutſamkeit bearbeitend, entdeckte ich durch ein kleines Loch, daß ich das Zimmer der Inquiſitoren ganz nach meiner Berechnung ſah, aber auch unmittelbar daneben einen Querbalken; und davor hatte ich mich immer gefürchtet. Dort mich durchzubringen, war unmöglich, ich mußte alſo das Loch nach der entgegengeſetzten Seite erweitern, und bald überzeugte mich ein zweites kleines Loch, daß der Himmel mein Werk geſegnet hatte. Die beiden Oeffnungen verſtopfte ich durch Brot, damit ſie keinen Schimmer der Lampe, noch ein Stückchen Holz hindurchlaſſen möchten, wodurch ich mich Denen verrathen konnte, die durch das Rathszimmer gingen.

Zur Flucht beſtimmte ich die Nacht vor dem Feſt des heiligen Auguſtin. In dieſer verſammelte ſich der Große Rath, und daher war die Buſſola leer von Leuten. Sie lag neben dem Zimmer, durch welches ich mußte.

6.

Verſetzung in eine luftigere Dachkammer. — Entdeckungsgefahr. — Die Brunnen. — Complot und Geheimcorreſpondenz mit dem Gefangenen Marino Valbi.

Am 25. Aug. in der Mittagsſtunde ereignete ſich der Vorfall, der mir noch die Haare ſtarren macht. Die Riegel raſſelten, und ein tödtlicher Schreck faßte mich, die Schläge meines Herzens erſchütterten den ganzen Leib, und ohnmächtig warf ich mich in meinen Lehnſeſſel. Lorenz, noch im Gange, ſagte mir durch das Gitter hindurch mit einem Ton der Freude: „Ich wünſche Glück zu der Nachricht, die ich Ihnen bringe!“ Ich bilde mir ein, er meint meine Freiheit, denn ich dachte nichts Anderes und ſah mich verloren. Die Entdeckung des Lochs im Fußboden hob ja Alles auf.

Nun tritt Lorenz ein und verlangt, daß ich ihm folgen ſoll. Ich will mich zuvor ankleiden; er aber nennt das unnöthig, weil er mich nur aus dem abſcheulichen Gefängniß nach einem ganz neuen, hellen, mit zwei Fenſtern verſehenen, führen will, von dem aus ich halb Venedig überſehen und geradeaufgerichtet ſtehen könne. Nun war ich meiner nicht mehr mächtig, verlangte Weineſſig, ließ dem Secretario für ſeine Gnade danken und ihn um Himmelswillen bitten, mich dort zu laſſen. Lorenz lachte und fragte, ob ich toll ſei, daß

ich es verbäte, wenn man mich aus der Hölle ins Paradies zu bringen beabsichtigte. So wollte er mich fortschaffen, indem er mir den Arm bot, und meine Sachen nebst Büchern nachbringen lassen.

Staunend und einsehend, daß ich nun kein Wort mehr sagen dürfe, erhob ich mich, verließ meinen Käfig und fühlte einige Erleichterung, als ich hörte, daß er dem Gerichtsdiener befahl, ihm mit meinem Lehnstuhl zu folgen, denn dessen Stroh verbarg meinen Espanton. Hätte doch das so mühevoll gearbeitete Loch folgen können! Ich folgte Lorenz, aber meine Seele blieb zurück in dem Gefängniß.

Mich stützend auf die Schultern von Lorenz, der mich durch Lachen aufheitern wollte, kam ich durch zwei lange Gänge und über drei Stufen in einen großen hellen Saal, und trat an dessen Ende links durch eine Thür in einen Corridor von zwölf Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Die zwei Gitterfenster desselben zeigten dem Auge den von dieser Seite übersehbaren größten Theil der Stadt. Aber ich war nicht gestimmt, mich durch eine schöne Aussicht aufheitern zu lassen.

Die Thür zum Gefängniß war im Winkel dieses Corridors, und deren Gitterfenster lag einem derjenigen gegenüber, welche den Gang erhellten. So konnte der eingeschlossene Gefangene nicht nur den größten Theil des schönen Anblicks genießen, sondern auch sich der Kühle erfreuen, welche die durch das offene Fenster einströmende Luft gewährte: ein Balsam für eine in jener Jahreszeit dort eingesperrte Creatur.

Aber das Alles erwog ich damals nicht, wie der Leser wol denken kann. Lorenz ließ, sobald ich hineingetreten, den Lehnstuhl nachfolgen. Ich warf mich hinein. Er ging, indem er mir sagte, daß er auch das Bett würde nachbringen lassen.

Der Stoicismus des Zeno und die Ataraxie der Pyrrhonisten beschäftigen den Geist mit sonderbaren Vorstellungen.

Sie werden gepriesen und belacht, bewundert und verspottet. Nur bedingungsweise halten die Gelehrten sie für möglich. Aber jeder Richter über moralisch Mögliches und Unmögliches kann immer nur von sich selbst sprechen. Der Redliche wird Dem allein Wahrheit beilegen, wovon er den Keim in sich trägt. Und so finde ich in mir selbst, daß der Mensch durch eine mühe- und kunstvoll erworbene Kraft vielleicht Wehklagen über den Schmerz unterdrücken und sich gegen seine ersten Anfälle verwahren kann. Dies ist Alles. Das Abstine und das Sustine *) charakterisiren einen guten Philosophen. Aber die körperlichen Leiden, welche der Stoiker empfindet, werden denen des Epikuräers nichts nachgeben. Die Schmerzen brennen nur mehr Denjenigen, der sie verbirgt, nie Den, der sich in Klagen erleichtert. Der Mensch, der bei einem entscheidenden Ereigniß gleichgültig bleibt, trägt, wofern er nicht blödsinnig oder rasend ist, nur den Schein des Gleichmuths. Wer sich der völligen Ruhe rühmt, der lügt, und Sokrates mag mir diese Behauptung vergeben. Ich will dem Zeno Alles glauben, wenn er mir zeigen kann, das Geheimniß gefunden zu haben, wie der Natur das Erbleichen und Erröthen, das Lachen und Weinen verboten ist.

Wie ein Erstarrender, saß ich in meinem Lehnstuhl. Der unbeweglichen Bildsäule gleich, sah ich alle Mühe verloren und konnte sie doch nicht bereuen. Jede Hoffnung hatte mich verlassen. Nicht der Zukunft gedenken, war alle Erleichterung, die ich mir geben konnte.

Erhoben sich meine Gedanken zum Himmel, so erkannte ich meinen Zustand als eine Strafe, daß ich, nachdem er mit Muße zu meiner Arbeit gegeben, seine Gnade gemißbraucht und drei Tage mit meiner Selbstbefreiung gezögert. Es ist

*) Enthaltsamkeit und Geduld.

wahr, ich konnte drei Tage früher entspringen. Aber verdiente ich so harte Strafe, weil ich einer der weisesten Betrachtungen wegen zögerte, und weil ich eine Vorsicht brauchte, welche ein lobenswerthes Vorsehen mir gebot? Nur wenn ich meiner natürlichen Ungeduld folgte, hätte ich allen Gefahren getrotzt.

Der vernünftigen Betrachtung aber zu trotzen, die mich auf den 27. Aug. verwies, hätte ich einer Offenbarung bedurft, und das Buch der Maria von Agrada hatte mich noch nicht bethört.

Nach wenigen Minuten brachten mir zwei Büttel mein Bett und gingen nach den übrigen Sachen. Aber zwei Stunden verflossen, ehe ich etwas Weiteres hörte oder sah, obwol die Thüren des Gefängnisses offen waren. Dieser Verzug brachte mich auf manchen Gedanken, nur konnte ich zu keinem Schluß gelangen. Da ich Alles zu fürchten hatte, suchte ich einen Zustand von Ruhe zu erringen, der mich zum Widerstand gegen jedes Misgeschick waffnete.

Außer den Bleikammern und den Gefängnissen im innern Hof standen den Inquisitoren noch 19 andere furchtbare unterirdische Kerker in dem nämlichen herzoglichen Palast, für die zum Tode verurtheilten Gefangenen, zugebote. Alle Richter und Herrscher der Erde haben es für eine Gnade gehalten, wenn sie dem zum Tode Verdammten das Leben ließen, wie qualvoll es ihm auch gemacht ward. Eine Gnade kann es nur sein, wenn der Schuldige sie dafür hält; und man sollte zuvor doch ihn befragen; sonst wird es Ungerechtigkeit.

Jene 19 unterirdischen Gefängnisse sind wahrhafte Gräber; aber sie heißen die „Brunnen", weil sie stets zwei Fuß hoch unter dem Meerwasser stehen, das durch die nämlichen Gitter eindringt, welche dem kümmerlichsten Lichte den Eingang geben.

Der Gefangene, der nicht den ganzen Tag über im salzigen Meerwasser stehen will, muß sich auf ein Gestell setzen, das zugleich sein Nachtlager ist. Dort liegt sein Strohsack, dort wird ihm mit Tagesanbruch sein Wasser, seine Suppe und sein Brot hingelegt, das er augenblicklich verzehren muß, sonst entreißen es die großen Seeratten seinen Händen. In diesen furchtbaren Gefängnissen, worin die Verurtheilten bis zu ihrem Tode verbleiben, erreichen dessenungeachtet Viele bei jener Nahrung ein hohes Alter. Damals starb ein Verbrecher in denselben, der 44 Jahre hatte, als er eingesetzt ward. Vielleicht sah er dies Gefängniß als eine Gnade an, weil er den Tod verdient. Er hieß Baguelin, war Franzose und hatte unter den Truppen der Republik beim Türkenkrieg von 1716 unter Graf Schulenburg gedient. Als dessen Spion ging er, türkisch gekleidet, dreist hinein in die feindliche Armee und war zugleich der Spion des Großvezier. Des doppelten Kundschaftens überführt, ward er zum Tode verurtheilt, den er verdiente. Aber die Gefangenschaft in den Brunnen war eine Gnade für ihn. Er lebte noch 37 Jahre darin. Nur Langeweile und Hunger kann er empfunden und gesagt haben: „Dum vita superest, bene est.“ (Wohl Dem, dem nur das Leben bleibt.)

Angst, nach den Brunnen geschafft zu werden, beherrschte mich während der ersten beiden Stunden. An einem Ort, wo den Unglücklichen chimärische Hoffnungen erhalten, darf auch ein unvernünftiger panischer Schreck ihn besiegen.

Endlich höre ich die wüthenden Schritte eines Ankommenden. Es war Lorenz, ganz entstellt vom Zorn. Vor Wuth schäumend und Gott sammt allen Heiligen fluchend, fing er damit an, das Beil von mir zu fodern, womit ich den Boden aufgegraben, und mir die Sbirren zu nennen, von

denen ich es erhalten. Darauf befiehlt er, daß man mich viſitire. Aber ich ſtehe auf, drohe, ziehe mich ganz nackt aus und ſage, nun möchten die Büttel ihr Geſchäft verrichten. Er ließ meine Betten, meinen Strohſack, alles Weitere unterſuchen, befühlte das Kiſſen von meinem Seſſel und warf, als er nichts fand, dieſes im wüthenden Grimm auf die Erde.

„Sie wollen mir nicht ſagen, wo die Werkzeuge ſich befinden, mit denen Sie den Fußboden aufgebrochen haben; aber Sie ſollen einem Andern bekennen!“

„Wenn es wahr iſt, daß ich den Fußboden aufgebrochen, werde ich ſagen, daß ich die Werkzeuge von Ihnen erhalten und ſie Ihnen wiedergegeben habe.“

Nach dieſen Worten, welche ſeine wahrſcheinlich durch ihn aufgebrachten Leute beklatſchten, fing er an zu heulen. Er rannte mit dem Kopf gegen die Wand und ſtampfte mit den Füßen, daß er einem Raſenden glich. Dann ging er, und ſeine Leute brachten mir meine Kleider, Bücher, Flaſchen ſammt allem Uebrigen, bis auf die Lampe und den Stein. Im Gange ſchloß er die Fenſter, die mir ein wenig Luft zuführten, und nun fehlte auch dieſe meinem engen Kerker. Dennoch freute ich mich, ſo wohlfeil davongekommen zu ſein. In ſeinem Gewerbe erfahren, hatte er doch nicht daran gedacht, den Lehnſtuhl umzukehren. Noch beſaß ich alſo meinen Riegel. Ich dankte dem Himmel und fand, daß ich noch darauf rechnen konnte, das Stilet als Werkzeug meiner Flucht zu benutzen.

Die Hitze und die Veränderung meiner Lage nahmen mir den Schlaf. Früh ward mir eſſiggewordener Wein, ſtinkendes Waſſer, verſaulter Salat, verdorbenes Fleiſch und hartes Brot gebracht. Das Auskehren fiel weg, und als ich das Fenſter zu öffnen verlangte, erhielt ich nicht einmal eine Antwort.

Mit einer eisernen Stange untersuchte ein Büttel alle Wände des Kerkers und den Fußboden, vornehmlich die Gegend des Bettes. Mich freute, daß er nicht gegen die Decke stieß. Denn gleich kam ich auf den Gedanken, durch das Dach zu entfliehen. Aber es bedurfte, um dies Project zur Reife zu bringen, der Verbindungen, die ich nicht zustande bringen konnte. Alles, was ich that, war den Augen der Wärter ausgesetzt, das Gefängniß völlig neu.

Ich brachte einen fürchterlichen Tag zu. Gegen Mittag stieg die Hitze so, daß ich zu ersticken glaubte und mich wie in einer Backstube befand. Essen konnte ich sowenig wie trinken; Alles war verdorben. Der tropfenweise hervorquellende Schweiß ließ mich weder lesen noch umhergehen, und die Behandlung blieb dieselbe; das Fleisch und Wasser, das mir am folgenden Tage gebracht ward, roch mir entgegen. Ich fragte, ob es Befehl sei, mich durch Gestank und Hitze zu tödten, und ohne zu antworten, ging Lorenz fort. Ich tauchte Brot in Cyperwein, um mich zu erhalten und genugsam zu stärken, ihm am folgenden Tage mein Stilet in die Kehle zu stoßen. Es war bereits mein fester Entschluß geworden. Doch als er frühmorgens eintrat, begnügte ich mich, ihm zuzuschwören, daß ich ihn erdrosseln würde, sobald ich frei wäre. Er lachte und ging, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaubte, Alles geschähe auf Befehl des Secretario, dem er meinen Versuch verrathen, und meine Geduld rang mit dem Verzweifeln. Ich war der Entkräftung nahe.

Am achten Tage foderte ich in Gegenwart der Wärter meine Rechnung und nannte ihn Henkersknecht. Er versprach sie morgen. Ihn zu vermögen, daß er meinen Nachteimer leeren ließ, machte ich Miene ihn in den Gang auszuschütten. Das Fenster, welches er öffnete, ward, bevor er ging, wieder geschlossen, und er verlachte mein Geschrei. Weil ich das We-

nige durch Trotz errungen, wollte ich fortfahren im trotzigen Benehmen.

Aber am folgenden Tage legte ſich meine Wuth. Ehe Lorenz mir meine Rechnung vorlegte, übergab er mir einen Korb mit Citronen, die Bragadin mir ſchickte, eine Flaſche gutes Waſſer und ein Huhn. Ein Wärter öffnete das Fenſter. Ich ſah in der Rechnung nur auf Das, was mir verblieb, und beſtimmte es bis auf eine Zechine, welche er unter ſeine Leute vertheilen ſollte, ſeiner Frau. Als wir allein waren fing er mit vieler Ruhe folgendes Geſpräch an:

„Sie haben geſagt, mir verdanken Sie die Werkzeuge, mit denen Sie das große Loch in dem Fußboden Ihres Kerkers ausgegraben. Wegen dieſer darf ich alſo nicht neugierig ſein. Doch wer ſchaffte Ihnen die Lampe?"

„Sie ſelbſt thaten es. Sie gaben mir Oel, Feuerſtein und Schwefel. Das Uebrige hatte ich ſchon."

„Das iſt richtig. Können Sie mir ebenſo leicht beweiſen, daß ich Ihnen die Bedürfniſſe gegeben, um den Fußboden aufzubrechen?"

„Ebenſo leicht. Alles habe ich nur von Ihnen erhalten."

„Barmherziger Gott! was höre ich? Sagen Sie mir, wie ich Ihnen ein Beil gab!"

„Alles ſage ich Ihnen, wenn Sie wollen. Doch der Secretario muß dabei ſein."

„Ich will nichts weiter wiſſen und glaube Ihnen. Schweigen Sie und bedenken Sie, daß ich ein armer Mann bin und Kinder habe!" Damit ging er, den Kopf zwiſchen den Händen haltend. Ich aber freute mich, etwas entdeckt zu haben, womit ich den Menſchen in Furcht erhalten konnte, dem ich offenbar mein Leben zu danken hatte. Ich erkannte, daß ſein eigenes Intereſſe ihn zwang, Alles, was ich gethan, zu verſchweigen. Als ich ihm auftrug, mir die Werke des Maffei zu

kaufen, verdroß ihn die Ausgabe, und er wagte nicht es mir zu geſtehen, indem er fragte, wozu ich die mehren Bücher verlange, da ich deren genug habe. Sie wären ſämmtlich durchgeleſen, gab ich zur Antwort, ich brauche neue. Nun verſprach er mir, ſie von einem andern Gefangenen zu erborgen, dem ich dafür die meinigen leihen könne. Als er verſicherte, daß es nicht Romane, ſondern gelehrte Bücher wären, weil mehre kluge Leute im Gefängniß ſäßen, nahm ich es an und gab ihm die „Chronologie" des Petand, um dagegen ein anderes Werk zu erhalten.

Nach vier Minuten brachte er mir den erſten Theil von Wolff's Schriften. Das war mir recht. Ich nahm den Auftrag wegen des Maffei zurück, und er ging weg, zufrieden darüber, mir ſo gut gerathen zu haben. Mich freute dieſe Beſeitigung der Sache, nicht um des Buchs willen, ſondern wegen der Gelegenheit, die ſich ankündigte, mit Irgendjemand in Briefwechſel zu treten, der mir bei dem Plan zu meiner Flucht hülfreich werden konnte, mit dem ich mich beſchäftigte. Beim Oeffnen des Buchs fand ich ein Blatt Papier, von ſechs guten Verſen beſchrieben, welche Seneca's Worte „Calamitosus est animus futuri anxius" (Aengſtliche Sorge für die Zukunft macht unglücklich) paraphraſirten. Ich machte ſechs andere dagegen. Der Nagel am kleinen Finger meiner rechten Hand war ſtehengeblieben, weil ich mich ſeiner als Ohrlöffel bediente. Jetzt machte ich ihn zur Feder, ſtatt der Tinte nahm ich Maulbeerſaft und ſchrieb meine Verſe auf das nämliche Papier. Meine übrigen Bücher verzeichnete ich auf dem letzten Blatt in demſelben Bande Auf der Rückſeite unter dem Titel des Buchs ſchrieb ich „Latet". Neugierig auf die Antwort, ſagte ich Lorenz ſchon am andern Morgen, ich habe das Buch ausgeleſen und würde mich freuen, wenn der Gefangene mir ein anderes borgen wolle. Sogleich kam

ein zweiter Theil. Ein fliegendes Blatt darin ſagte mit lateiniſchen Worten mir Folgendes:

„Wir Beide, an einem Orte gefangen, müſſen uns freuen, daß die Dummheit eines Geizhalſes uns ein beiſpielloſes Privilegium gibt. Ich, der ich dies ſchreibe, Marino Balbi, bin venetianiſcher Nobile und gehöre zur geiſtlichen Brüderſchaft von Somascus. Mein Mitgefangener iſt der Graf Andreas Asquie aus Undine in Friaul. Er läßt Ihnen ſagen, daß Sie über ſeine ſämmtlichen Bücher, die auf der innern Seite des Einbandes verzeichnet ſtehen, disponiren dürfen. Wir müſſen vorſichtig ſein, Lorenz unſern kleinen Verkehr zu verbergen.“

Mir gefiel unſere Uebereinſtimmung, doch lächelte ich über die Anempfehlung der Vorſicht, weil das loſe Blatt mit dem Bücherverzeichniß ihr widerſprach. Lorenz konnte es finden und brauchte nur es überſetzen zu laſſen. Ich ſchloß daraus auf Balbi's Unbeſonnenheit.

Ich las den Katalog und ſchrieb auf der leeren Hälfte der Seite: wer ich ſei, wie man mich feſtgeſetzt, daß ich mein Verbrechen nicht wiſſe und bald entlaſſen zu werden hoffe. Im nächſten Buche fand ich nur von Balbi, denn Asquie ſchrieb niemals, einen 16 Seiten langen Brief, der ſeine ganze Verhaftungsgeſchichte enthielt. Sein Vergehen war, daß er mehren unehelichen Kindern in der Taufe ſeinen Namen geben laſſen, und das ſollte die Hälfte des Briefes vertheidigen. Sophismen, mit falſchen Gefühlen und Anſichten vermiſcht, waren Alles, was er beibrachte. Ich erkannte ihn als ſonderbar, empfindelnd und falſch raiſonnirend, dabei boshaft, dumm, unüberlegt und undankbar. So ſagte er mir, wie unglücklich er ſich ohne die Geſellſchaft des ſiebzigjährigen Grafen, ohne Bücher und ohne Geld befinden würde, und füllte zwei Seiten mit Schmähung und Spott über ihn. Ei-

nem Mann von dieſem Charakter würde ich niemals geantwortet haben; doch diesmal wollte ich ihn benutzen. Unter dem Rücken des Einbandes fand ich Bleiſtift, Feder und Papier. Nun konnte ich nach meiner Bequemlichkeit ſchreiben. Valbi hatte mir in ſeinem Briefe unter Anderm geſagt, Nicola ſei der Wärter, der ihm Alles verſchaffe, auch ihn von allen Verhafteten unterrichte. Zum Beweiſe erzählte er mir Jedes, was mit mir vorgegangen; z. B. daß Lorenz zwei Stunden gebraucht, die Oeffnung im Fußboden wieder zu verſtopfen, und dem Zimmermann und Schloſſer, die er dazu angewendet, das ſtrengſte Stillſchweigen anempfohlen, und der Patricier Priuli Gran Cen jetzt in meinem Käfig ſitze. Nicola hatte ihm geſagt, einen Tag ſpäter würde ich entflohen ſein und die ganze Stadt davon geſprochen haben. Aber Lorenz hätte es das Leben gekoſtet. Es würde geurtheilt worden ſein: um den Schein von ſich abzulenken, habe er mich das Loch graben laſſen und die Inſtrumente hergegeben. Ferner hörte ich, Bragadin habe Lorenz 1000 Zechinen geboten, wenn er meine Flucht befördern wolle, und jener hoffe noch ſie durch die Vermittelung von Diedo, des Freundes ſeiner Frau, zu verdienen, ohne daß es ſein Leben koſtete. Ferner bat mich Valbi um mein Vertrauen und Mittheilung der Art und Weiſe, wie ich meinen Befreiungsverſuch möglich gemacht.

Seine Neugier bezweifelte ich nicht, aber ſeine Verſchwiegenheit; denn ſchon ſeine Frage machte ihn verdächtig. Doch mußte ich ihn ſchonen. Gerade ſolch ein Menſch ſchien mir gemacht, Alles auszuführen, was ich ihm unſerer Befreiung wegen auftrüge. Den ganzen Tag verwandte ich auf die Antwort; aber Argwohn verzögerte die Abſendung. Vielleicht konnte Lorenz den Briefwechſel eingeleitet haben, um auszumitteln, durch wen ich zu den Inſtrumenten meiner Befreiung gekommen und wo ſie ſich befänden. Ich ſagte alſo, eines

Messers hätte ich mich bedient, das noch auf dem Fenster im Gange vor meinem Kerker liegen müsse. Dort hatte Lorenz nicht nachgesehen, und jetzt durfte er nachsehen, wenn er meinen Brief unterschlug. Das beruhigte mich auf drei Tage.

Balbi wollte wissen, daß ich jenes große Messer allerdings könne gehabt haben, weil man, wie er erfahren, mich nicht visitirt. Darauf hätte auch Lorenz sich verlassen, wenn meine Flucht gelungen wäre. Er konnte annehmen, daß ein von Messer grande ihm zugeschickter Gefangener visitirt gewesen sei. Jenem aber fehlte der Anlaß zur Visitation, da er mich aus dem Bette steigen sah. Er bat mich, ihm das Messer durch Nicola zu senden, weil diesem Menschen zu trauen sei.

Der Leichtsinn dieses Mönchs setzte mich in Erstaunen. Kaum war ich gewiß, daß meine Briefe nicht aufgefangen wurden, so schrieb ich ihm, weder dem Nicola traue ich, noch möchte ich mein Geheimniß dem Papier übergeben. Seine Briefe belästigten mich übrigens. So schrieb er mir die Gründe der Gefangenschaft des Grafen Asquie, eines Siebzigers mit dickem Bauch und gebrochenem Bein. Derselbe hatte seiner beschränkten Vermögensumstände wegen den Advocatenstand gewählt und vertheidigte die Bauern gegen den Adel, der ihnen in den Provinzialversammlungen das Recht bestritten mitzustimmen. Dadurch waren Unruhen entstanden, und das Inquisitionstribunal verbot dem Grafen seine Clientel. Allein er berief sich auf die Constitution und gehorsamte nicht. Darauf ward er, dem Gesetzbuch zum Trotz, in die Bleikammern gesetzt, wo er sich seit fünf Jahren befand. Er empfing gleich mir täglich 50 Sous, durfte sie aber selbst beziehen.

Allmälig verließ mich der Argwohn, und ich raisonnirte also, die Freiheit zu erringen, sei mein Stilet ein treffliches Hülfsmittel. Doch ich konnte es nicht brauchen, denn mit Ausnahme der Decke ward mein Gefängniß täglich durch

Gegenstoßen einer eisernen Stange visitirt. Ich vermochte also nur durch die Decke zu entrinnen, wenn Jemand ein Loch darin von außen machte. Dieser konnte sich mit mir durch eine Oeffnung retten, welche noch dieselbe Nacht in die Decke des herzoglichen Palastes zu machen war. Ich mußte aber einen Gefährten haben, um zum Dach zu gelangen, wo sich übersehen ließ, was zu machen war. Es mußte folglich gewagt werden, und ich fand keinen Menschen geschickter, meine Anordnungen auszuführen, wie jenen achtundzwanzigjährigen Mönch von schwacher Urtheilskraft. Dieser mußte Alles wissen und meinen Riegel erhalten. Deshalb fragte ich in einem Briefe Valdi, ob er die Freiheit wünsche und ob er zu Allem bereit sei, was ich von ihm fodern würde, um sich mit mir zu retten. Er antwortete: er und sein Kamerad seien zu Allem bereit, aber auf das Unmögliche hinarbeiten wäre überflüssig. Vier lange Seiten schrieb er mir über die Hindernisse und Schwierigkeiten. Ich antwortete ihm, die allgemeinen Bedenklichkeiten kümmerten mich nicht; mein Plan sei gemacht, und ihm solle die Freiheit werden, wenn er auf sein Ehrenwort verspräche, mir in Allem zu folgen. Er sagte Alles zu.

Nun schrieb ich ihm von meinem eisernen Instrument, das ich ihm zuschicken wolle, damit er den Fußboden seines Gefängnisses ausgrübe, die Mauer durchbräche und mich durch die Oeffnung zu sich hinaufzöge. Dann wolle ich alles Uebrige thun und ihm wie dem Grafen Asquie ins Freie verhelfen.

Er antwortete mir, wenn er mich zu sich hinaufgezogen, sei ich noch immer gefangen, nur in einem andern Gefängniß. Ich entgegnete, ich wisse das wohl, wolle aber auch zu keiner der Thüren hinaus. Mein Plan sei gemacht und werde gelingen. Von ihm erwarte ich nur Pünktlichkeit in der Ausführung, doch nicht Einwendungen. Zugleich rieth ich ihm, gegen 50

Kupferstiche von geistlichen Gegenständen zu kaufen und damit alle Wände seines Kerkers zu bekleben. Diese würden Lorenz keinen Verdacht erregen, und er müsse damit das Loch verhängen, durch welches wir entspringen wollten. Denn es auszuarbeiten, bedurfte er weniger Tage, und Lorenz sah nicht, was geschehen war. Ich durfte das nicht thun; ich war zu verdächtig geworden, als daß man mir Andacht gegen die Heiligenbilder zugetraut hätte.

Darauf bedacht, wie ich mein Eisen Balbi zukommen ließe, befahl ich Lorenz, mir eine neue Folioausgabe der Bibel mit der Vulgata zu kaufen. Die Größe dieses Buchs ließ mich hoffen, zwischen dem Vandrücken das Stilet verbergen zu können; aber es war zwei Zoll länger. Inmittels hatte mir Balbi geschrieben, sein Gefängniß sei austapeziert, und ich mußte als Antwort die Schwierigkeit auseinandersetzen, die ich fände, ihm das Eisen zuzuschicken. Er verwunderte sich über meine Armuth an Erfindung und meinte, ich könne das Eisen ihm in den Fuchspelz schicken, von welchem Nicola ihm erzählt: er wolle vorgeben, es sei des Grafen Absicht, einen ähnlichen sich zu bestellen, und ich brauche ihn ja nur zusammenzulegen. Aber gewiß hätte Lorenz den Pelz auseinandergeschlagen, schon weil er sich so besser tragen ließ. Dennoch hatte ich Gründe, Balbi zu schreiben, er möchte den Pelz fodern. Es geschah, ich schickte ihn zusammengelegt, aber ohne das Stilet, und erhielt durch Lorenz die Antwort, daß der Pelz gefallen habe.

Doch am folgenden Tage schrieb mir Balbi, sein Rath sei schlecht gewesen, und ich hätte ihn nicht befolgen sollen. Wahrscheinlich wäre der Spieß verloren. Lorenz, der den Pelz auseinandergeschlagen gebracht, würde ihn in die Tasche gesteckt haben, und alle Hoffnung sei verschwunden. Doch ich tröstete ihn und sagte, er möchte künftig nicht so verwegene

Rathschläge geben. Zugleich beschloß ich, ihm den Riegel in der Bibel zu senden, aber mit einer eigenen Vorsicht. Ich sagte Lorenz, daß ich den Michaelistag mit zwei großen Schüsseln Maccaroni in Butter und Parmesankäse feiern und eine dem Manne zum Geschenk machen wolle, der mir seine Bücher leihe. Darauf sagte mir Lorenz, derselbe Mann wünsche mein großes Buch zu lesen. Ich antwortete, mit der Schüssel Maccaroni würde ich es schicken, und bestellte mir eine Schüssel, so groß sie nur zu haben war. Ich selbst wollte sie füllen. Während Lorenz diese Schüssel holt, wickle ich den Riegel in Papier und verstecke ihn hinter dem Rücken des Einbandes. Ich war überzeugt, wenn ich eine tüchtige Schüssel Maccaroni auf den Band setzte, würde ich Lorenz' Augen von den etwa über den Rand der Schüssel hinausgehenden Ecken ablenken. Balbi unterrichtete ich von Allem und empfahl ihm Vorsicht bei Annahme der Schüssel, sie ja mit dem Buch zugleich sich geben zu lassen.

Am Michaelistage kam Lorenz mit einer großen Pfanne, in der die Maccaroni schmorten. Sogleich that ich Butter hinzu und füllte sie in die beiden Schüsseln mit geriebenem Parmesankäse, welche ich mir bringen lassen. Die Schüssel für den Mönch war bis zum Rande voll, und die Maccaroni schwammen in Butter. Die Schüssel, halbmal so breit im Durchmesser wie der Band lang, setzte ich auf das Buch und gab dies, den Buchrücken gegen Lorenz gekehrt, in seine Hände, indem ich sagte, er möchte die Arme ausstrecken und ja langsam gehen, damit nichts von der Butter auf das Buch flösse und das Buch verdürbe. Dabei sah ich ihm fest in die Augen. Er konnte sie nicht von der Butter ablenken, die er zu verschütten fürchtete; er wollte lieber erst die Schüssel tragen und hiernächst die Bibel holen. Aber ich sagte, daß so mein Geschenk seinen schönsten Werth verlöre. Endlich nahm er Beides

unter Klagen, die Schüſſel ſei zu voll und er unſchuldig, wenn die Schüſſel überfließe. Ich war froh, als er ſie auf ſeinen Armen trug. Denn nun waren die Enden des Stilets ſeinen Augen entzogen, und alle ſeine Aufmerkſamkeit richtete er auf die Schüſſel. Ich verfolgte ihn mit den Augen bis kurz vor Balbi's Zimmer, den ich bald ſich drei mal ſchnauben hörte, das verabredete Zeichen des glücklichen Gelingens. Bald kam auch Lorenz wieder und ſagte, Alles ſei gehörig angelangt.

Der Pater Balbi brauchte acht Tage zu der Oeffnung, die er täglich mit einem Kupferſtich mittels Brotteigs überklebte. Täglich ſchrieb er mir, wie wenig er gefördert, obwol er die ganze Nacht gearbeitet, und daß wir unſere Lage nur verſchlimmern dürften, da unſer Werk ſchwerlich Erfolg haben würde. Meine Antwort war, ich ſei des Gegentheils gewiß.

Doch leider war ich es nicht. Ich mußte indeß, wie ich gethan, verfahren, oder Alles aufgeben. Denn wie wollte ich ſagen, was ich ſelbſt noch nicht wußte? Hinaus aus meinem Käfig wollte ich. Das war all mein Wiſſen. Nur unüberſteigliche Hinderniſſe ſollten meine Schritte hemmen. Das große Buch der Erfahrung hatte mich gelehrt, daß große Unternehmungen nicht ſo ſehr überlegt ſein wollen, um dem Glück die Herrſchaft nicht zu ſchmälern, die es über alle Sterbliche ausüben will. Aber hätte ich dem Pater Balbi dieſe hohen Myſterien der Philoſophie und Moral mitgetheilt, ſo würde er mich für einen Narren gehalten haben.

7.

Fortgang der Vorbereitungen zur Flucht. — Neuer Leidensgefährte an dem Spion Sorodaci.

Am 16. Oct., nach italieniſcher Uhr um die achte Stunde, als ich mich damit unterhielt, eine Ode des Horaz zu überſetzen, hörte ich über mir Trappeln und dann drei kleine Schläge. Ich erwiderte mit ebenſo vielen, was das verabredete Signal, daß wir uns nicht getäuſcht hatten. Balbi arbeitete noch bis zum Abend und ſchrieb mir am folgenden Morgen, er würde noch heute ſein Werk vollenden, wenn meine Decke aus nicht mehr denn zwei Bretern beſtünde; denn die Breter wären nur einen Zoll ſtark. Zugleich verſprach er, das letzte Bret nicht völlig zu durchſchneiden, etwas, das ich ihm ſehr eingeſchärft hatte; denn meine Decke durfte keine Spur von Verletzung zeigen. Endlich benachrichtigte er mich, daß er nur noch eine Viertelſtunde brauche, um völlig durchzudringen, und ich hatte ſchon auf übermorgen Nacht beſchloſſen, mein Gefängniß zu verlaſſen, um nie mehr zurückzukehren. Da ich einen Gehülfen hatte, war ich gewiß, in vier Stunden eine Oeffnung im großen Dach des herzoglichen Palaſtes zuſtande zu bringen, dann hin-

aufzuſteigen und das beſte Mittel zu wählen, welches ſich bot, wieder hinunterzukommen.

Doch am ſelben Tage, es war Montag 2 Uhr nach dem Eſſen, gerade während Balbi arbeitete, hörte ich die Thür des Saales aufgehen, der an mein Gefängniß ſtieß. Mein Blut ward zu Eis, aber ich verlor die Beſinnung nicht, um noch durch zwei Schläge das Zeichen zum Alarm zu geben, bei welchem Balbi die Oeffnung in dem Fußboden bedecken mußte. Eine Minute darauf erſcheint Lorenz und bittet um Verzeihung, daß er mir einen Taugenichts zum Geſellſchafter bringe. Zugleich ſehe ich einen Mann von 30 — 40 Jahren, klein, mager, häßlich und ſchlecht gekleidet, mit runder ſchwarzer Perücke, von zwei Bütteln geführt. Daß ich einen Schelm vor mir hatte, daran war nicht zu zweifeln, weil Lorenz mir ihn in ſeiner Gegenwart ſo bezeichnete, ohne daß es ihn ſtörte. Ich antwortete, das Tribunal habe hier zu gebieten. Darauf ließ ich durch Lorenz einen Strohſack bringen, und nachdem jener den Gefangenen benachrichtigt, daß täglich 10 Sous für ihn ausgeſetzt wären, ging er davon. „Gott mag ſie dem Tribunal wiedervergelten", ſagte mein neuer Gefährte. Ich bot ihm an, mit mir zu ſpeiſen. Darauf küßte er mir die Hände und fragte, ob er ſich ſogleich die 10 Sous könne auszahlen laſſen, welche das Tribunal bewilligt. Ich bejahte es, und er fiel auf ſeine Knie. Einen Roſenkranz aus der Taſche ziehend, ſah er ſich überall im Gefängniſſe um. „Was ſuchen Sie, mein Freund?" fragte ich. „Ein Bild von der unbefleckten Mutter Gottes oder ein erträgliches Crucifix", antwortete er, weil er Chriſt ſei und nie ein größeres Bedürfniß empfunden, den heiligen Franciscus von Aſſiſi anzurufen, deſſen Namen er unwürdigerweiſe führe.

Mir ward es ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, nicht ſeiner Frömmigkeit und Andacht wegen, dieſe hätte ich verehrt,

sondern um der Art willen, wie er sie vortrug, denn er hielt mich gewiß für einen Juden. Sogleich gab ich ihm mein Gebetbuch. Er küßte das Marienbild davor und gab es mit der Aeußerung zurück, daß sein Vater versäumt, ihn lesen lernen zu lassen, er aber eine besondere Devotion für den heiligen Rosenkranz habe, von dem er eine Menge Wunder erzählte. Mit der Geduld eines Engels hörte ich sie an. Darauf bat er um Erlaubniß, das Heiligenbild in meinem Gebetbuch vor sich hinstellen zu dürfen, um einen Rosenkranz zu beten. Ich betete mit ihm und fragte darauf, ob er zu Mittag gegessen. Da er mir gestand, noch nüchtern zu sein, überließ ich ihm, was vorhanden war. Er verzehrte es mit wahrem Wolfshunger, trank allen Wein aus und fing an, als der Wein ihm zu Kopfe gestiegen war, zu weinen und verwirrt zu sprechen. Ich fragte nach seiner Geschichte, und er erzählte sie mir in folgenden Worten:

„Die einzige Leidenschaft in dieser Welt war der Ruhm unserer heiligen Republik und Gehorsam unter ihre Gesetze. Auf alle Unterschleife jener Schelme, deren Gewerbe darin besteht, zu betrügen und die Einnahmen ihres Landesherrn zu schmälern, gab ich Acht, suchte sie zu entdecken, und erstattete sodann dem Messer grande Bericht. Es ist wahr, daß er mich stets bezahlt hat. Aber das Geld, welches er mir gab, war mir minder werth wie das Gefühl, dem großen Evangelisten Marcus gefrommt zu haben, und stets mußte ich Diejenigen verspotten, welche mit dem Wort Spion aus Vorurtheil eine falsche Vorstellung verknüpften. Das Wort klingt nur Denen übel, welche das Gouvernement hassen. Denn Spion heißt im Grunde ein Mann, der das Wohl des Staats liebt, die Verbrecher verfolgt und seinem Fürsten ergeben ist. Wenn mein Diensteifer es mit sich brachte, hat kein Gefühl der Freundschaft, das auf Andere einigen Einfluß ausüben

mag, noch weniger aber die Dankbarkeit irgendetwas über mich vermocht. Oft ſchwor ich Verſchwiegenheit, wenn es galt, irgendeinem Uebelthäter ein wichtiges Geheimniß zu entreißen. Doch kaum war ich im Beſitz dieſes Geheimniſſes, als ich es getreulich hinterbrachte, wenn mein Beichtvater mir verſicherte, daß ich es verrathen könne, theils weil ich beim Schwur einen gewiſſen Vorbehalt gemacht, theils weil kein Schwur gilt, wo das Wohl des Staats im Spiele iſt. Im Dienſteifer hätte ich meinen Vater verrathen und der Natur Schweigen gebieten können.

„Vor drei Wochen beobachtete ich auf der kleinen Inſel Iſola, woſelbſt ich wohnte, eine Verbindung unter vier bis fünf angeſehenen Perſonen, die mit dem Gouvernement einer Contrebande wegen unzufrieden waren, welche entdeckt und confiscirt worden. Auch ins Gefängniß hatte man Etliche gebracht. Der Pfarrer des Kirchſpiels, ein Eingeborener der Kaiſerſtaaten, gehörte zu dem Complot, deſſen Geheimniß ich zu entſchleiern beſchloß. Die Mitglieder deſſelben verſammelten ſich Nachts in einem Zimmer des Wirthshauſes, worin ein Bett ſtand. Darunter mich zu verſtecken beſchloß ich heldenmüthig an einem Tage, wo ich die Thür offen und das Zimmer leer fand. Abends kamen meine Leute und ſprachen davon, wie die Inſel nicht zur Gerichtsbarkeit von St. Marcus, ſondern zu der von Trieſt gehöre. Denn ſie dürfe nicht als ein Theil des venetianiſchen Iſtrien betrachtet werden. Der Pfarrer trug dem Hauptmann der Geſellſchaft, Namens Pietro Paulo, vor, daß, wenn ſie eine Eingabe unterzeichnen wollten, er in Perſon ſie dem kaiſerlichen Botſchafter übergeben würde. Alle waren geneigt und der Pfarrer wollte morgen mit der Bittſchrift eintreffen. Dies ſchändliche Complot beſchloß ich zu Rauch zu machen, obwol einer der Mitverſchworenen mir als Vetter ſo nahe ſtand wie ein leiblicher Bruder. Kaum

waren die Männer fort, als ich Bedacht nahm, mit meiner Entdeckung glücklich aus dem Zimmer zu kommen. Ich schiffte mich ein und langte am folgenden Vormittag hier an, schrieb die Namen der Verschworenen auf und berichtete den Vorfall dem Inquisitor. Sogleich ward mir Jemand nach Isola mitgegeben, um die Person des Pfarrers anzugeben, und das lief vollkommen glücklich ab.

„Aber nach dem Essen ließ mich mein Vetter rufen, um ihm den Bart abzunehmen, denn das Rasiren ist mein Gewerbe. Kaum bin ich fertig, als er mir trefflichen Refosco und Wurst mit Knoblauch vorsetzt. Wir frühstücken in bester Freundschaft, und meine vetterliche Freundschaft wird rege. Ich nehme den Mann bei der Hand, weine vom Grund meines Herzens, rathe ihm, den Pfarrer zu meiden und eine gewisse Schrift nicht zu unterschreiben. Er wollte von keiner Schrift wissen, und ich antwortete mit einem Lächeln, indem ich sage, daß er scherze, und verlasse ihn, reuevoll, auf die Stimme meines Herzens gehört zu haben.

„Am folgenden Morgen ist er sammt dem Kaplan verschwunden. Ich verlasse Isola hierherzugehen, und habe kaum meinen Besuch beim Messer grande gemacht, als er mich arretiren läßt. So bin ich zu Ihnen gekommen, mein theuerster Herr. Dem heiligen Franciscus verdanke ich es, daß er mich zu einem guten Christen gebracht, der hier aus Ursachen sitzt, um die ich mich nicht kümmere, denn Neugier kenne ich nicht. Mein Name ist Sorodaci, meine Frau, Legrenzi, ist Tochter eines Secretario beim Rath der Zehn, die dem Vorurtheil zum Trotz mich genommen. Sie wird außer sich sein, nichts von mir zu wissen. Aber ich hoffe baldige Loslassung, denn gewiß bin ich hier, weil der Secretario mich an diesem Orte leichter vernehmen kann wie an einem andern."

An dieser frechen Erzählung erkannte ich meinen Mann.

Ich that, als ob ich ihn bedaure, und beſtärkte ihm ſeine baldige Loslaſſung. Kaum war er eingeſchlafen, als ich Alles an Balbi ſchrieb und ihm die Nothwendigkeit vorſtellte, unſere Arbeit für jetzt einzuſtellen. Aber bei Lorenz beſtellte ich am folgenden Morgen ein Crucifix, ein Heiligenbild und eine Flaſche mit Weihwaſſer. Sorodaci verlangte ſeine 10 Sous, und mit Verachtung warf der Kerkermeiſter ihm 20 hin. Nun ließ ich eine vierfache Portion Wein und viel Knoblauch bringen, den Leckerbiſſen meines Genoſſen. Kaum war Lorenz fort, als ich geſchickt Balbi's Brief aus dem Buche zog, der mir ſeinen Schrecken ſchilderte und ſagte, daß die Oeffnung verſteckt worden, er aber des Todes gewiß ſei, wenn Sorodaci zu ihm wäre gebracht worden.

Es ließ ſich abſehen, daß Sorodaci mehrmals verhört werden würde. Ich beſchloß alſo, ihm zwei gleichgültige Briefe anzuvertrauen, die mir vielleicht Nutzen bringen konnten, wenn er ſie dem Secretario gab, und ſchrieb ſie mit Bleifeder. Am folgenden Morgen brachte Lorenz alles Beſtellte, und ich tractirte meinen Kunden. Dann ſagte ich ihm, er könne mir durch ſeine Freundſchaft und ſeinen Muth einen Dienſt erweiſen, der mir ſo werth ſei wie mein Leben. Ich gab ihm darauf zwei Briefe, die er nach der Adreſſe beſtellen möchte, ſobald er frei wäre. „Mein Glück", ſagte ich, „hängt von Ihrer Treue ab, aber Sie müſſen die Briefe ſorgſam verbergen. Werden ſie bei Ihnen gefunden, ſo ſind wir Beide verloren. Sie müſſen bei dieſem Crucifix und Heiligenbilde ſchwören, mich nicht verrathen zu wollen."

„Alles, mein Meiſter, beſchwöre ich, was Sie verlangen; ſo bin ich Ihnen verpflichtet", antwortete er und zerfloß in Thränen über ſein Unglück, daß ich eine Verrätherei durch ihn für möglich halten könnte. Nun ſchenkte ich ihm ein Hemd und eine Nachtmütze, zog die meine ab, beſprengte das Zim-

mer mit Weihwaſſer und ſprach in ſinnloſen, aber ſchreckbaren Worten eine Eidesformel aus, die er kniend und unter Verfluchungen, die Schaudern machten, dahin beſchwören mußte, daß er die Briefe abgeben werde. Kaum hatte er ſolche, als er ſelbſt ſie in das Rückenfutter ſeiner Weſte einzunähen vorſchlug. Ich wußte, er würde ſie dem Secretairo übergeben, und hatte Alles ſo eingerichtet, daß man durchaus meiner Verſchlagenheit auf keine Spur kommen konnte. Die Briefe aber erwarben mir vielleicht die Achtung des Tribunals.

Bragadin und Grimani ſagte ich darin, ſie möchten ruhig ſein und unbekümmert um mein Schickſal. Sie würden nach meiner Entlaſſung finden, daß jene Strafe mir mehr genützt wie geſchadet. Denn Niemand ſei eine Aenderung ſeines Lebenswandels nöthiger wie mir geweſen. Bragadin bat ich um Winterſtiefeln, weil mein Gefängniß kalt ſei. Sorodaci durfte die Unſchuld meiner Briefe nicht ahnen. Er konnte den redlichen Mann ſpielen wollen und ſie überbringen.

Nach einigen Tagen holte Lorenz den Sorodaci ab. Er blieb lange aus, ich glaubte ſchon, ihn nie wiederzuſehen, als ſein Erſcheinen Abends mich etwas verwunderte. In einem oft unterbrochenen und erneuten Verhör hatte er bekennen ſollen, den Prieſter gewarnt zu haben, nicht nach Iſola zurückzukehren. Das konnte er nicht, denn ſtreng genommen war es nicht geſchehen. In der Verſtimmung meines Gemüths beſorgte ich, man werde ihn lange gefangenhalten. Ich ſchrieb Valbi während der Nacht das ganze Ereigniß und lernte bei dieſer Gelegenheit im Dunkeln ſchreiben.

Am andern Morgen wollte ich Gewißheit Deſſen, was ich nicht bezweifelte, und verlangte den Brief an Bragadin unterm Vorwande eines Zuſatzes zurück, indem ich ſagte, er könne ihn ja wieder einnähen. Er nannte das gefährlich, und umſomehr beſtand ich darauf. Nun warf ſich der Böſewicht auf

die Knie, indem er ſagte, beim zweiten Verhör des Secretario habe ihm ein unüberwindlicher Schauder den Rücken zuſammengeſchüttelt, gerade da, wo ſich der Brief befunden. Als der Secretario nach dem Grunde gefragt, ſei es ihm unmöglich geworden, die Wahrheit zu verſchweigen. Dann habe der Secretario nach Lorenz geſchellt und dieſen die Weſte auftrennen laſſen, die Briefe geleſen und ſie in die Schublade gelegt, mit der Aeußerung, wenn er ſie abgegeben, würde man es erfahren und ihn mit dem Tode beſtraft haben.

Nun that ich, als ob ich krank, ja ohnmächtig würde. Ich ahmte Schreck und Verzweiflung nach, indem ich die Jungfrau und alle Heiligen beſchwor, dieſe Verrätherei zu rächen. Dann warf ich mich auf das Bett und that mir Gewalt an, den ganzen Tag kein Wort zu ſprechen und mich zu ſtellen, als ob ich die Thränen, Ausrufungen und Betheuerungen des Nichtswürdigen weder geſehen noch gehört hätte. Trefflich ſpielte ich meine Komödie, zu der ich die Skizze ſchon entworfen. In der Nacht ſchrieb ich Balbi, mit dem Glockenſchlage 18 ſolle er ſeine Arbeit wiederbeginnen und nach vier Stunden aufhören, ſodaß er mit dem Schlage 23 ſie verlaſſen müſſe. Er habe nichts zu fürchten, und unſere Befreiung hänge von der pünktlichſten Ausführung ab, ſetzte ich hinzu.

Es war der 25. Oct., und der Tag nahte, wo das Werk gethan ſein oder gänzlich aufgegeben werden mußte. Die Inquiſitoren und der Secretario beſuchten in den erſten Novembertagen einige Dörfer auf dem feſten Lande. Lorenz betrank ſich dann am Abend und ſtand ſehr ſpät wieder auf, um die Gefangenen zu beſuchen. Hiermit ſchon bekannt, mußte ich jene Nacht zu der Flucht wählen. Dann hatte ich noch einen Grund.

Nichts erleichtert dem Elenden ſein Unglück mehr als die Hoffnung, es bald zu verlaſſen. Alle ſeine Gedanken ſuchen

dieſen Augenblick, alle ſeine Kräfte wollen ſeine Ankunft beſchleunigen, und er wünſcht die Zeit zu wiſſen, wann der Moment erſcheinen ſoll. Ungeduldig und dadurch ſchwach geworden, hofft er auf irgendeine geheime Weiſe dieſen Augenblick zu entdecken. Gott, ſagt er ſich, weiß ihn und Gott kann erlauben, daß er durch irgendeinen Zufall offenbar werde. Nun treten die Verſuche ein, das Schickſal zu befragen. Das Wandern zu den Orakeln und die Künſte der Kabbala entſtanden daher, ebenſo die Fragen an Verſe in der Bibel oder des Virgil. Deshalb ſind die „Sortes Virgilianae" ſo berühmt geworden, von denen mehre Schriftſteller uns ſprechen.

Die Weiſe, wie mir die Bibel mein Geheimniß offenbaren konnte, kannte ich nicht, und ſo beſchloß ich mich an den „Orlando furioso" des Arioſto zu wenden, deſſen Geiſt ich aufs höchſte bewunderte, und der mir geeigneter ſchien wie Virgil, meine Zukunft vorauszuſagen. Ich ſchrieb alſo eine kurze Frage über den Tag meiner Befreiung auf, zählte davon die Buchſtaben und gründete darauf das Exempel, welches mir die Zahlen 9 — 7 — 1 gab. Nun ſchlug ich mit klopfendem Herzen das Gedicht auf und las im erſten Vers der ſiebenten Stanze des neunten Geſanges:

Tra il fin d'Ottobre, e il capo di Novembre.

Die Worte waren zu beſtimmt und zu paſſend, um nicht den Glauben in Anſpruch zu nehmen. Man wird mir verzeihen, wenn ich dachte erklärend zu Hülfe kommen zu müſſen: „Zwiſchen dem Ende des October und dem Anfang des November" iſt die Stunde der Mitternacht. Man wird hören, daß gerade am 31. Oct. mit dem Glockenſchlag der Mitternacht ich in das Freie trat, und mich deshalb nicht für abergläubiger halten wie Andere. Ich erzähle die Sache, weil ſie geſchehen und außerordentlich iſt, ich auch ſchwerlich ſie beachtet hätte,

wenn ich nicht mich in Freiheit geſetzt. Soviel lehrt dieſer Vorfall wenigſtens, ſowie ſelbſt die Geſchichte, daß Manches, was geſchehen iſt, ohne Vorherſagung nicht vorgefallen ſein würde. Die Thatſache beglaubigt die Vorausſagung, die ſonſt nicht bleibt.

Es kam nun darauf an, durch ſtaunenerregende Bilder des Sorodaci ſchwachen Verſtand ſo zu zerrütten und ſo zu verwirren, daß er mir nicht ſchaden konnte. Ich lud ihn daher, nachdem uns Lorenz verlaſſen, zur Suppe ein. Er lag auf dem Strohſack und hatte ſich für krank ausgegeben. Ungerufen hätte er nicht gewagt ſich mir zu nahen. Nun aber ſprang er auf, warf ſich lang vor mir nieder, küßte meine Füße und konnte vor Schluchzen und Weinen kaum ſprechen. Er müßte ſterben, ſagte er, wenn ich ihm nicht verziehe, die heilige Jungfrau habe ihn wegen ſeines Eidbruchs beſtraft. Schmerzen durchwühlten ihm die Eingeweide, und die Zunge ſei mit Geſchwüren bedeckt. Er zeigte ſie mir, und ich ſah mehre Bläschen. Ob ſie ſchon früher dageweſen, wußte ich nicht, mochte auch nicht unterſuchen, ob er die Wahrheit ſagte. Mein Intereſſe war, zu thun, als glaube ich ihm, ſogar ihm Hoffnung auf mein Verzeihen zu erregen. Er mußte eſſen und trinken. Vielleicht wollte er mich betrügen. Aber eben das war meine Abſicht, daß es geſchah. Es kam darauf an, wer geſchickter war. Ich bereitete ihm einen Angriff, gegen den Vertheidigung unmöglich ſchien. Mit der Miene eines Begeiſterten gebot ich ihm, ſich zu ſetzen „Verzehren wir", ſagte ich, „dieſe Suppe zuſammen, dann will ich Ihnen Ihr Glück verkündigen. Wiſſen Sie, daß heute früh mir die heilige Jungfrau erſchienen iſt und mir befohlen hat Ihnen zu vergeben! Sie werden nicht ſterben, ſondern mit mir gehen."

Völlig verdummt und verſtört fing er nun an, knieend, denn Stühle fehlten uns, die Suppe zu eſſen. Dann ſetzte

er ſich auf den Strohſack vor mir hin, um folgende Rede, die ich ihm hielt, anzuhören:

„Der Schmerz über Ihre Verrätherei hat mir eine ſchlafloſe Nacht verurſacht. Denn die Briefe, die Sie dem Secretario überliefert, müſſen mich zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilen. Mein einziger Troſt war, daß auch Sie in drei Tagen vor meinen Augen ſterben würden. Während ich mich aber mit dieſem eines Chriſten unwürdigen Gedanken beſchäftigt, hat bei Tagesanbruch die heilige Jungfrau, deren Bildniß Sie dort ſehen, ſich bewegt, hat lebendig ſich vor mich geſtellt, den Mund geöffnet und mich mit folgenden Worten angeredet:

„„Sorobaci iſt ein andächtiger Verehrer meines Roſenkranzes; du ſollſt ihm vergeben und die Folgen des Fluchs abwenden, den er ſelbſt über ſich ausgeſprochen. Dich zu belohnen, ſoll einer meiner Engel in Menſchengeſtalt vom Himmel zu dir niederſteigen, die Decke deines Gefängniſſes durchbrechen und dich in Zeit von fünf bis ſechs Tagen befreien. Dieſer Engel wird heute beim 19. Glockenſchlag ſein Werk beginnen und bis eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang daran arbeiten, um mit dem Tageslicht wieder gen Himmel zu ſteigen. Von meinem Engel begleitet, wirſt du Sorobaci begleiten und, wenn er das Gewerbe eines Spions aufgibt, für ihn ſorgen. Sage ihm das Alles!““

Mit ernſteſter Miene beobachtete ich das Geſicht des der Verſteinerung nahen Verräthers, nahm mein Gebetbuch und fing an, nachdem ich das Gefängniß mit geweihtem Waſſer beſprengt, zu thun, als ob ich betete, und küßte von Zeit zu Zeit das Bild der Jungfrau. Eine Stunde lang hatte der Schuft geſchwiegen, und unaufgefodert fragte er nun, wann der Engel vom Himmel herabkommen werde, und ob wir ihn hören würden, wenn er ſich durch das Gefängniß durchbräche.

„Gewiß", sagte ich, „kommt er mit dem Glockenschlag 19, wir werden ihn arbeiten hören, und nach vier Stunden, die meines Erachtens genug sind, daß ein Engel solch ein Werk vollbringt, geht er wieder."

„Sie haben vielleicht geträumt", gab er zur Antwort, und ich bestritt es, indem ich ihn fragte, ob er entschlossen sei, das Spioniren abzuschwören. Statt der Antwort schlief er ein, um mich zu befragen, ob es mit dem Abschwören seines Gewerbes nicht noch Zeit habe. Bis zum Eintritt des Engels bewilligte ich ihm Frist, aber mit der Ankündigung, daß ich ihn, wenn er den Schwur nicht leisten sollte, zurücklassen würde. Ich mußte die Befriedigung seines Gemüths hierüber bewundern; er war gewiß, der Engel werde nicht kommen, und schien mich zu bemitleiden. Den 19. Glockenschlag konnte ich kaum erwarten, und die Sache belustigte mich schon, denn ich wußte, daß die Ankunft des Engels die Verstandesschwäche dieses Menschen an den Tag bringen würde. Nur wenn Lorenz das Buch vergessen hatte, konnte mein Plan fehlschlagen.

Die Mittagszeit kam heran, und ich trank nichts denn Wasser. Sorodaci nahm allen meinen Wein und gewaltig viel Knoblauch zu sich. Mit dem Glockenschlag 19 warf ich mich lang nieder und gab ihm einen Schlag in den Rücken, daß er gleich mir hinstürzte, indem ich rief: „Der Engel kommt!" So blieb ich eine Stunde. Es war zum Lachen, wie der Schuft unbeweglich seine Stellung beibehielt. Aber ich lachte nicht. Es war ein verdienstliches Werk, seine Seele durch die Taufe des Schreckens menschlich zu machen. Viertehalb Stunden hindurch las ich, und er betete den Rosenkranz, von Zeit zu Zeit einschlafend. Den Mund wagte er nicht zu öffnen sondern starr richtete er seine Augen nach der Decke, wo Baldi arbeitete, unter den lächerlichsten Geberden. Schlag 23 sagte

ich ihm, er ſolle mir nachahmen, wenn der Engel würde verſchwinden Wir warfen uns nieder, Pater Balbi entfernte ſich, und es ward ruhig. Am andern Morgen las ich mehr Schreck wie vernünftiges Staunen auf dem Antlitz des Blödſinnigen.

Ihn anzuhören, beluſtigte mich. Unter beſtändigem Weinen brachte er die ausſchweifendſten Aeußerungen durcheinander vor, über ſeine Sünden, ſeine Frömmigkeit, ſeine Anhänglichkeit an St.-Marcus, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit gegen die Regierung, wodurch er die Hülfe der Jungfrau Maria verdient. Ueber die Wunderkraft des Roſenkranzes ſeiner Frau, deren Beichtvater ein Dominicaner war, mußte ich viel hören. Was ich aber mit ihm Unwiſſenden anfangen wollte, konnte er nicht begreifen. Er ſollte mir beiſtehen und künftig zu leben haben, ohne das ſchändliche Gewerbe des Kundſchafters zu treiben, verſetzte ich. Darauf erbot er ſich zu dem Eide und widerlegte mein Bedenken, ob er ihn halten werde, indem er bemerkte, daß ohne ſeinen Meineid mir die Jungfrau nicht erſchienen, alſo ich nicht glücklich geworden wäre. Ich fragte ihn, ob er Judas liebe, weil er den Heiland verrathen. Er verneinte es, und ich brachte ihn dahin, daß er fragte, womit er ſeine Sünden abbüßen ſolle: ich antwortete auf folgende Weiſe: „Wenn Lorenz morgen eintritt, müſſen Sie, ohne ſich zu rühren, unbeweglich das Angeſicht gegen die Mauer gerichtet, und ohne nach ihm hinzuſehen auf Ihrem Lager liegen bleiben, auch nie mehr ein Wort mit ihm ſprechen noch ſich aufrichten. Schwören Sie das?“ Es geſchah, und ich erwiderte mit einem Schwur, daß, ſobald ich ihn ſich nach Lorenz aufrichten ſähe, ich ihn erdroſſeln würde. Nachdem er meine Frage, ob er Erinnerungen gegen den Schwur habe, verneint, gab ich ihm zu eſſen und ließ ihn ſich niederlegen; denn auch er bedurfte des Schlafes. Aber zwei Stunden waren nöthig,

Balbi von Allem zu unterrichten und ihm zu ſagen: wenn er fertig ſei, bedürfe es nur noch, daß er die Decke meines Gefängniſſes einſtoße. Das ſollte in der Nacht vom 31. Oct. geſchehen, und wir wollten zu Vieren entſprin„en, ſeinen und meinen Gefährten mit eingerechnet. Es war der 28. Oct.

Nach Balbi's Brief konnte der Durchbruch in vier Minuten geſchehen ſein, und Sorodaci ſpielte ſeine Rolle muſterhaft. Er ſtellte ſich ſchlafend, und Lorenz redete ihn nicht einmal an. Ich beobachtete ihn ſtets, zu ſeiner Erdroſſelung bereit, denn mit einem Wink der Augen konnte er mich verrathen.

Den ganzen Tag über erhitzte ich ihm den Kopf mit ſchwärmeriſchen Reden, als er betrunken und auf dem Punkt war, einzuſchlafen. Er umarmte mich und wollte nicht begreifen, wie ein Engel ſoviel Zeit brauchen könne, mein Gefängniß zu durchbrechen. Ich antwortete, weil er als Menſch und nicht als Engel wirke. Auch theilte ich mein Bedenken mit, ob der Engel heute erſcheinen würde, weil er zweifelſüchtig, nicht wie ein frommer und demüthiger Menſch, ſondern wie ein verſtockter Sünder geſprochen, der noch immer mit Meſſer grande und mit Sbirren zu verkehren gedenke.

Nun begann ein neues Heulen, und als man beim Schlag neun den Engel nicht kommen hörte, war er der Verzweiflung nahe. Meine Klagen deshalb brachten ihn zur Verzweiflung. So ließ ich ihn den ganzen Tag. Pünktlich beobachtete er bis zum 31. das vorgeſchriebene Verfahren gegen Lorenz, den ich ſeitdem nicht wiedergeſehen, nachdem ich ihm noch das Buch mit dem Brief gab, der den Mönch anwies, um die 17. Stunde die Oeffnung durchzuſchlagen. Ich fürchtete kein Hinderniß mehr. Lorenz ſelbſt hatte mir von der Abreiſe der Senatoren und des Secretario geſprochen. Ich hatte alſo keinen neuen Gefangenen zu erwarten und brauchte ſelbſt meinen ſchurkiſchen Gefährten nicht mehr zu ſcheuen.

Doch nun muß ich mich noch gegen die Leſer rechtfertigen, die mich wegen meiner Religioſität in Verdacht haben könnten, weil ich unſere heiligen Myſterien bei dem vom Blödſinnigen angenommenen Schwur und beim Erſcheinen der Mutter Gottes gemisbraucht habe, und dieſes ſogar noch erzähle. Aber wenn ich die Geſchichte meiner Flucht unverſtellt vortragen wollte, durfte auch dies nicht verſchwiegen bleiben. Und ſo ſage ich, daß ich keine Gewiſſensbiſſe fühle, aber auch nicht ruhmredig bin. Gegen meinen Willen nahm ich Zuflucht zum Trug; gern hätte ich beſſere Mittel gebraucht. Aber um meine Freiheit wiederzugewinnen, würde ich wahrſcheinlich heute noch wie damals handeln.

Gebot mir die Natur, mich zu retten, ſo verbot es die Religion mir nicht, und Zeit war nicht zu verſäumen. Ich hatte einen Verräther um mich, den ſeine Moral berechtigte, Lorenz Alles zu verrathen. Ich mußte entweder die Seele des Affen durch Schreck lähmen, oder ihn erdroſſeln, wie mancher Andere gethan hätte, der grauſamer war. Ich konnte es mir leichter machen, wenn ich vorgab, Sorodaci ſei natürlichen Todes geſtorben, und man hätte nicht eben nachgeforſcht. Sollte nun ein Leſer dies für beſſer halten, ſo wolle Gott ihn erleuchten. Nie wird ſeine Religion die meinige ſein. Ich that, was mir Pflicht ſchien, und die ewige Vorſehung hat meine Maßregeln wenigſtens nicht mißglücken laſſen, meines Schwures aber mich entbunden, denn Sorodaci hatte nicht den Muth, mit mir zu flüchten. Aber wäre es nicht geſchehen, ſo will ich dem Leſer die Beichte ablegen, daß ich doch nicht eidbrüchig geworden ſein würde. Ja ich bekenne, bei erſter Gefahr hätte ich mich des Scheuſals entladen, und wenn ich ihn an einen Baum aufknüpfen mußte. Als ich ihm ewigen Beiſtand ſchwor, wußte ich, daß ſeine Treue nicht länger als ſeine fanatiſche Aufregung dauern würde, die mit der Ankunft des En-

gels und Mönches gewiß verſchwand. „Non merta fe, chi non la serba altrui.“ (Treue verdient nicht, wer gegen Andere ſie verletzt.) Der Menſch hat mehr Recht, Alles der Selbſterhaltung aufzuopfern, wie Regenten Alles dem Staatswohl aufzuopfern ein Recht haben.

8.

Antritt der Flucht aus dem Gefängniſſe.

Als Lorenz gegangen war, ſagte ich Sorodaci, daß mit der 17. Stunde der Engel die Decke des Gefängniſſes durchbrechen und eine Schere mitbringen würde; damit habe er uns Allen den Bart abzuſchneiden. „Hat der Engel auch einen Bart?“ ſagte er, und ich antwortete: „Sie werden es ſehen. Wir ſteigen durch die Oeffnung, dann zum Dache des Palaſtes hinaus, kommen auf den Marcusplatz hinab und gehen nach Deutſchland.“ Er antwortete nichts und aß allein; denn mir war Geiſt und Seele zu beſchäftigt, um etwas genießen zu können. Selbſt der Schlaf blieb mir aus.

Endlich ſchlägt die 17. Stunde, und der Engel erſcheint. Sorodaci will ſich niederwerfen, doch ich erkläre es für überflüſſig, und in drei Minuten liegt ein Stück aus der Decke zu meinen Füßen, Balbi aber ſtürzt mir in die Arme. „Nun iſt Ihre Arbeit vollbracht und die meine beginnt“, ſage ich. Er übergibt mir Stilet und Schere. Dieſe reiche ich Sorodaci, uns den Bart zu ſtutzen. Ich konnte nun aber kaum das Lachen unterdrücken, als ich das Thier ſah, wie es ſtaunend

den Engel betrachtete, der dem Teufel selbst glich. Er kürzte uns Beiden die Bärte mit der Schere ganz musterhaft.

Ungeduldig, mir die Oertlichkeit zu betrachten, gebot ich dem Mönch, unten zu bleiben, weil ich Soroöaci nicht allein lassen wollte; dann drängte ich mich mit Mühe durch die enge Oeffnung zum Kerker des Grafen, den ich herzlich umarmte. Ich fand einen Mann, dessen Körperbau Versuche wie die meinigen nicht begünstigte, und als ich ihm auf seine Frage meinen Plan mittheilte, äußerte er, daß ihm die Flügel fehlten, die nöthig wären, um einen Weg von den Bleidächern hinab zu finden. Er gestand, nicht den Muth zu besitzen, um uns zu begleiten, und wollte zurückbleiben, für uns zu beten. Nun begab ich mich nach dem Dach, das Sparrwerk und die Breter unter dem Bleidach mit meinem Espronton zu untersuchen. Die meisten zerbröckelten bei jedem Stoß. In weniger denn einer Stunde konnte ich eine ziemliche Oeffnung zustande bringen. Dann kehrte ich nach meinem Käfig zurück und zerschnitt Tücher, Servietten und Bettzüge, mir Stricke zu drehen. Ich selbst verband die Enden durch Schlingen nach Weberart; denn ein einziger fehlerhafter Knoten konnte den Hinabsturz des Menschen verursachen, der sich daran hielt. Ich hatte 100 Klaftern Seile. In Lagen wie die meine entscheidet ein zufälliger Umstand oft Alles, und nur Der macht sich alsdann um das Gelingen verdient, der keinem Andern vertraut.

Hierauf band ich mein Kleid, meinen seidenen Mantel und einige Wäsche in ein Bündel zusammen. So verfügten wir alle Drei uns in das Gefängniß des Grafen. Dieser wünschte Soroöaci Glück, mit mir eingesperrt worden zu sein und nun mit mir entfliehen zu können. Ich mußte lachen, indem ich die Tartuffemaske ablegte, die ich um des Gaudiebs willen eine Woche lang getragen. Er sah sich betrogen und begriff

doch nicht, wie ich Verkehr mit dem Engel haben konnte, der um die beſtimmte Stunde zur Rettung herbeikam. Des Grafen Worte, daß wir uns großer Gefahr ausſetzten, machten ihn ängſtlich. Feig, wie er war, beſchloß er, die gefahrvolle Reiſe zu unterlaſſen. Den Mönch ermahnte ich, ſein Bündel zu ſchnüren, während ich die Oeffnung im Dache vollendete. Um die zweite Stunde der Nacht, italieniſcher Uhr nach, war ſie fertig. Zwar konnte ich fühlen, daß die Platten angenietet, oder wenigſtens über die marmorne Dachrinne gekrümmt waren. Doch mit Balbi's Hülfe und meinem Spieß gelang es, eine der Platten genugſam zu löſen, ſodaß ſie ſich mit der Schulter ausheben ließ. Als ich hinausblickte, ſah ich mit Betrübniß die Helligkeit des Neumonds, der am andern Tage in das erſte Viertel treten ſollte. Dies Hinderniß mußte ruhig ertragen und die Mitternacht abgewartet werden, mit der jenes Licht die Antipoden erleuchten ſollte. In einer Nacht wie dieſe, welche die geſammte vornehme Welt nach St.-Marcus hinausgelockt, durfte man mich nicht auf dem Dache umherwandeln ſehen. Der verlängerte Schatten konnte ſich bis nach jenem Platz hin ausdehnen. Dann hätte Alles die Augen emporgerichtet, und das ungewöhnliche Schauſpiel würde allgemeine Aufmerkſamkeit, vornehmlich die des Meſſer grande und ſeiner Sbirren, erregt haben, die allein in der großen Stadt Venedig die nächtliche Wache halten. Ich entſchied alſo ziemlich gebieteriſch, daß erſt nach Mondes Untergang wir uns davonmachen dürften. Ich flehte zu Gott um ſeinen Beiſtand, aber ohne Wunder zu erbitten. Da ich ganz dem Eigenſinn des Glücks bloßgegeben war, mußte ich ſo handeln, daß keinem Fehltritt das Mislingen beizumeſſen war. Um 5 Uhr ſollte der Mond unter, und um $13^1/_2$ die Sonne aufgehen. Wir hatten alſo ſieben Stunden vollkommene Dunkelheit.

Ich ſagte Balbi, daß wir die drei Stunden in Geſprächen mit dem Grafen Asquie zubringen wollten, und er dann allein ihn bitten ſolle, uns 30 Zechinen zu borgen, die mir zu allem Weitern nicht minder nöthig ſein konnten wie mein Geponton. Er richtete den Antrag aus, ſagte mir aber nach einigen Minuten, der Graf wolle mich allein ſprechen. Der arme Alte ſtellte mir mit vieler Milde vor, daß ich zur Flucht kein Geld brauche, daß ſeine Familie zahlreich ſei, und, wenn ich ſtürbe, das Darlehn verlorengehe, nebſt andern Gründen, die den Geiz verſtecken ſollten. Meine Antwort währte eine halbe Stunde. Ich hatte treffliche Gründe. Aber gewiß haben dergleichen, ſolange die Welt ſteht, noch niemals gefruchtet. Denn wie will der Redner eine Leidenſchaft entwurzeln! Ich dachte: „nolenti baculus“ (wer nicht will, muß den Stock fühlen), war aber nicht ſo grauſam, danach zu verfahren, und ſchloß mit dem Verſprechen, daß wenn Asquie mit uns entfliehen wolle, ich ihn, wie Aeneas den Anchiſes, auf den Schultern tragen würde, wogegen er, wenn er beten wolle, eine Inconſequenz begehe. Denn er bäte für das Gelingen einer Sache, die er nicht einmal mit den einfachſten Mitteln hatte unterſtützen wollen. Unter Weinen und Schluchzen fragte er, ob wol zwei Zechinen genug ſein möchten. Ich antwortete, Alles müſſe mir genügen, und er, indem er ſie gab, bat, ihm das Geld ja wiederzugeben, wenn ich mich nach einigem Umherwandeln auf dem Dache in mein Gefängniß zurückzukehren entſchließen ſollte. Das verſprach ich denn auch, etwas verwundert, wie er denken konnte, ich würde mich entſchließen zurückzukehren. Ich wußte zu gut, das würde nicht geſchehen. Nun wurden unſere Gefährten gerufen, wir ſchätzten unſere Habſeligkeiten nach der Oeffnung, und ich theilte die [illegible] Clar- tern Seile in zwei Bündel. Dann brachten wir noch zwei Stunden mit Geſpräch und Erinnerung an die überſtandenen

Leiden hin. Balbi legte mir nun die erſte Probe ſeiner feinen Geſinnung ab. Zehn mal gab er mir ſchuld, ihm nicht Wort gehalten zu haben, weil ich in meinem Briefe geſagt, daß mein Plan feſtſtehe, was nicht der Fall ſei. In ſeiner Frechheit äußerte er, daß, wenn er Alles ſo gewußt, er mich nicht aus dem Gefängniß geriſſen haben würde. Der Graf aber ſagte mit dem Ernſt eines Siebzigers, ich thäte am klügſten, nicht weiterzugehen; denn vom Dache hinunterzukommen ſei unmöglich; es könne mir das Leben koſten. Ich achtete nicht darauf. Aber Advocat von Profeſſion, hielt er, um womöglich die zwei Zechinen zu retten, mir eine lange Rede. Er beſchrieb die Schwierigkeit, längs dem Dache fortzugehen, und die Unmöglichkeit, entweder in eine der mit eiſernen Stäben verſehenen Luken einzudringen, oder einen Ort anzutreffen, wo ſich die Seile befeſtigen ließen. Und wenn er ſich auch fände, ſo, meinte er, würde Niemand es aushalten, mit den Händen am Seil hinabzugleiten. Daher müſſe einer von uns die beiden Andern mit dem Seil feſtbinden und ſie hinablaſſen, wie man einen Eimer in den Brunnen läßt; wer das thäte, würde dann wieder in ſeinen Kerker zurück müſſen. Es ſei die Frage, ob ſich Jemand zu dieſer mitleidigen Handlung hergeben würde; und wenn auch Jemand heroiſch genug ſein ſollte, ſo käme es darauf an, von welcher Seite man hinab wolle, ohne geſehen zu werden. Nach der Kirche hinaus ſei man eingeſchloſſen; im Hofe aber mache die Wache der Arſenaloten die Runde. Alſo die Kanalſeite müßten wir wählen. Dort würde aber Kahn und Gondel fehlen. In dieſem Advocatengeiſte folgerte der Graf eine ganze Reihe von Bedenken zuſammen, die ich, von der Noth gedrängt, mit mir ſonſt nicht eigener Geduld anhörte.

Am meiſten ward ich durch die ſchonungsloſen Vorwürfe des Mönchs gereizt. Aber ich konnte nur mit Hülfe eines

Gefährten mein Werk vollbringen. Darum bezähmte ich mich und behauptete, ich ſei von unſerer Rettung überzeugt, obwol ich im Einzelnen mein Verfahren nicht angeben könne. Des Grafen weiſe Betrachtungen würden mich behutſam machen, und vom Beiſtand des Himmels hoffe ich das Meiſte.

Nach Soroaci ſtreckte ich mehrmals meine Hände aus. Er ſprach kein Wort, und ich lachte, wenn mir einfiel, was jetzt in ſeinem verworrenen Gemüthe vorgehen müßte, das doch gewiß einſah, wie ich ihn betrogen. Ich ſchickte ihn weg, daß er nachſähe, wo der Mond am Himmel ſtände. Er kam mit der Nachricht, in einer Viertelſtunde werde er nicht mehr zu ſehen ſein; ein dichter Nebel aber mache es gefährlich, das Bleidach zu beſteigen. Wenn der Nebel nur kein Oel iſt, bin ich zufrieden, ſagte ich, und hieß ihn ſeinen Mantel umthun und einen Theil der Seile nehmen. Da ſtürzte er mir zu Füßen, küßte weinend meine Hände und bat ſchluchzend, ich möchte ſeinen Tod nicht verlangen. „Ich werde in den Kanal ſtürzen und Ihnen nichts nützen, darum laſſen Sie mich hier! Die ganze Nacht will ich zum heiligen Franciscus für Sie beten. Sie haben es in Ihrer Gewalt, mich zu tödten, aber niemals werde ich mit Ihnen gehen.“ Das ſagte er mir.

Der Narr wußte nicht, daß ich ſelbſt ſeine Geſellſchaft für gefahrbringend hielt. Ich entließ ihn daher unter dem Beding, daß er zum heiligen Franciscus beten und ſogleich ſich aufmachen müſſe, alle meine Bücher, wol 100 Thaler werth, dem Grafen zu überbringen. Es geſchah. Der Graf wollte ſie bei meiner Rückkehr zurückliefern, doch ich ſagte: „Wahrlich, ich ſehe Sie nicht wieder. Jener Schuft aber verdient nicht, mit Pater Balbi und mir ein Unternehmen wie das unſerige zu theilen. Nicht wahr, Balbi?“ Ich wollte hiermit das Ehrgefühl eines zweiten Feiglings ſtacheln. Er mußte auch wirklich mit einem Ja antworten.

Nun foderte ich vom Grafen Tinte, Feder und Papier, die er trotz des Verbots beſaß, denn Lorenz hätte für einen Thaler den heiligen Marcus verkauft. Dann ſchrieb ich einen Brief, den ich, weil es dunkel war, nicht überleſen konnte, und gab ihn Sorodaci. Zum Eingang wählte ich den den Umſtänden anpaſſenden Vers:

Non morior, sed vivam, et narrabo opera domini *)

Unſere Herren Staatsinquiſitoren dürfen freilich jedes Mittel anwenden, einen Schuldigen mit Gewalt in ihrem Kerker feſtzuhalten. Aber dieſer, wenn er ſo glücklich iſt, nicht auf ſein Ehrenwort zu ſitzen, darf auch Alles verſuchen, ſich die Freiheit zu verſchaffen. Jene fußen auf das Recht; der Gefangene fußt auf die Natur. Sie bedürfen ſeiner Beiſtimmung zur Feſtſetzung nicht; er bedarf ihrer zu ſeiner Befreiung nicht. Ich ſchrieb Folgendes:

„Jakob Caſanova, der dies in der Bedrängniß ſeines Herzens ſchreibt, weiß, ihm kann das Unglück begegnen, ehe er ſeinem jetzigen Zuſtand entflieht, in die Hände Derjenigen zurückgeführt zu werden, denen er entfliehen wollte. In dieſem Fall fleht er die Menſchlichkeit ſeiner großmüthigen Richter an, ſein Schickſal nicht härter zu machen, indem ſie ihn einer That wegen beſtrafen, zu der Vernunft und Natur ihn zwang. Er fleht: wenn er ergriffen werden ſollte, ihm alle ſeine Habe und den Kerker wiederzugeben, welchen er durchbrochen. Rettet er ſich aber, ſo ſchenkt er alles Zurückgelaſſene an Franciscus Sorodaci, den die Liebe zur Freiheit nicht beſeelt wie ihn, der darum zurückbleibt, und den Caſanova bittet, ihm dies Geſchenk nicht anzurechnen.

*) Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und preiſen, was der Herr an mir gethan.

Geschrieben eine Stunde vor Mitternacht, ohne Licht, im Gefängniß des Grafen Asanie, am 31. Oct. 1756.

Castigans castigavit me Deus, et morti non tradidit me." *)

Ich übergab Sorodaci diesen Brief mit der Weisung, ihn nicht in Lorenz', sondern in des Secretario Hände zu liefern, der gewiß das Gefängniß selbst besichtigen mußte. Der Graf meinte, der Brief könne seine Wirkung nicht verfehlen, und er würde, wenn ich wieder eingebracht werden sollte, mir Alles zurückerstatten. Der alberne Sorodaci meinte, auch er wünsche mich wiederzusehen und mir Alles wiederzugeben.

Aber es war Zeit zu scheiden. Den Mond sah man nicht mehr. Ich legte also um Balbi's Hals auf einer Seite die Stricke, auf die andere Schulter seine Habseligkeiten. Ebenso belud ich mich. Beide gingen wir, in bloßer Weste und den Hut auf dem Kopfe, gegen die Dachöffnung.

E quindi uscimmo a rimirar le stelle. **)
Dante.

Ich ging voran, Balbi folgte, Sorodaci mußte die Platte wieder zurechtlegen. Dann schickte ich ihn fort, um zu seinem heiligen Franciscus zu beten. Unerachtet des Nebels waren alle Gegenstände so ziemlich zu erkennen. Ich nahm meinen Spieß, zwängte ihn mit ausgestrecktem Arm zwischen die Fugen der Bleiplatten, hielt mich dann mit der andern Hand an das Bret, worauf die Platte lag, die ich gehoben, und half mir so zum Dache hinan. Balbi, mir zu folgen, faßte meinen Hosenbund in der Gegend der Schnalle. So hatte

*) Gott hat mich hart gezüchtigt, aber nicht dem Tode preisgegeben.

**) Dort wir entfloh'n, zu schau'n die Sterne wieder.

ich das Schickſal des Laſtthiers, das ziehen und tragen muß, und ſollte eine ſchiefe, vom Nebel angefeuchtete Fläche anklimmen. Auf der Hälfte dieſer gefährlichen Fahrt rief Valbi, ich möchte einen Augenblick verweilen, ſein Bündel habe ſich losgemacht und ſei vielleicht nur bis zur Dachrinne gefallen. Mein erſter Gedanke war, ihm einen Stoß zu geben, der ihn leicht zu ſeinem Bündel gefördert hätte. Doch der Himmel lieh mir Mäßigung. Die Strafe wäre hart für uns Beide geweſen. Ohne Gehülfen konnte ich mich nicht befreien. Ich fragte, ob das Bündel Seile verloren ſei. Da ich aber hörte, daß es ſein ſchwarzer Ueberrock, zwei Hemden und ein Manuſcript war, das er in den Bleikammern gefunden, ſo vertröſtete ich ihn zur Geduld. Er ſeufzte und folgte, indem er ſich an mich anklammerte.

9.

Flucht uber das Dach. — Lebensgefahr. — Rettung.

Nachdem ich etwa über 16 Platten geſtiegen, erreichte ich den Forſt des Daches. Mit ausgebreiteten Beinen ſetzte ich mich auf denſelben, und der Mönch folgte mir. Der Rücken war gegen die Inſel St. Giorgio maggiore gerichtet, und 200 Schritte vor uns lag die Kuppel der Marcuskirche, ein Theil des herzoglichen Palaſtes, worin ſich die Kapelle des Dogen befindet, prächtig, wie kein Monarch ſie beſitzt. Hier entlud ich mich meiner Laſt und rieth auch Balbi, Daſſelbe zu thun. Das Bündel Seile nahm er zwiſchen die Beine, doch ſein Hut, den er daraufiegen wollte, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte in den Kanal. Er nahm es als böſe Vorbedeutung und klagte, daß ihm nun Hemde, Hut und das Manuſcript fehlte, welches die koſtbare, noch unbekannte Geſchichte aller Feſttage der Republik enthielt. Doch ich, etwas milder jetzt, erklärte ihm, wie jene Vorfälle nicht für böſe Omina zu nehmen wären. Es war ein Glück, daß der Hut rechts und nicht links hinabgefallen, denn hier wäre er in den Hof gerathen, wo die Arſenaloten Wache halten. Sie hätten ihn erblickt, auf das Entſpringen eines Gefangenen geſchloſſen und uns einen Beſuch zugezogen.

Nachdem ich mich rechts und links umgesehen, hieß ich den Mönch hier unbeweglich bis zu meiner Rückkehr verweilen, und rutschte, den Spieß in der Hand, auf der Dachhöhe fort. Eine Stunde lang kroch ich umher, jedes Plätzchen untersuchend, wo sich mein Seil befestigen lasse, um daran hinunterzuklimmen. Aber alle Abgründe, die ich abwechselnd vor mir sah, führten in eingeschlossene Oerter, und zur Canonica jenseit der Kirche zu gelangen, zeigten sich unüberwindliche Hindernisse. Doch alles Unmögliche mußte wegfallen, und ich mußte verwegen sein ohne Ueberlegung. Da fiel mir gegen das zweite Drittheil des Dachabhanges ein Dachfenster in die Augen, das wahrscheinlich einen nicht im Verschluß der Gefängnisse gelegenen Boden, oder einige Gänge mit Thüren zu Wohnungen und Ausgängen erhellte, die ich bei Anbruch des Tages wol offen gefunden hätte. Wer uns gesehen, auch wenn er uns für Staatsgefangene hielt, hätte uns schwerlich aufgehalten, bildete ich mir ein. In dieser Absicht ließ ich mich mit dem einen Fuße nach dem Fenster langsam solange hinunter, bis er die Höhe eines kleinen, mit dem obern parallellaufenden Daches erreichte, und auf dieses setzte ich mich nun. Dann bog ich mich mit Kopf und Händen vor und entdeckte tappend ein Fenster mit kleinen, runden, in Blei eingelegten Scheiben hinter einem Gitter. Dieses bedurfte des Feilens, und ich hatte nur meinen Spieß. Traurig, nachdenkend und in äußerster Verwirrung, war mir jeder Entschluß ausgegangen, als ein sehr gewöhnliches Ereigniß mit aller Kraft eines Wunders auf mich wirkte. Der mitternächtliche Schlag der Marcusglocke ertönte und riß meinen Geist aus der verderblichen Unentschiedenheit, welche ihn niederbeugte. Ich besann mich, daß dieser Schlag den Tag Allerheiligen, also auch meines Schutzheiligen, wofern ich einen solchen besaß, ankündigte. Aber fast noch mehr ermuthigten

mich Arioſto's Verſe: „Tra il fin d'Ottobre e il capo di Novembre.“ Wenn das Unglück einen ſtarken Geiſt zur Andacht treibt, bleibt einiger Aberglaube niemals aus dem Spiel. Jener Glockenſchlag trieb mich zum Handeln und verſprach mir den Sieg. Auf meinem Bauch mich vorſtreckend, ſtieß ich gewaltſam mit dem Spieß gegen das Gitter, mit dem feſten Vorſatz, es ganz herauszuheben. In einer Viertelſtunde waren deſſen vier Holzrähme entfugt, und meine Hand hielt das Gitter. Die Glasſcheiben waren bald zerdrückt; denn die blutige Verwundung meiner Hände achtete ich nicht.

Nun ſchwang ich mich mit Hülfe meines Spießes wieder auf den oberſten Dachgipfel und begab mich zur Stelle, wo ich meinen Kameraden gelaſſen. Ich fand ihn in einer unmenſchlichen Wuth und Verzweiflung, mich verfluchend, weil ich ihn zwei Stunden allein gelaſſen. Indem er geglaubt, ich ſei vom Dache geſtürzt, wollte er eben nach ſeinem Gefängniß zurückkehren. Er fragte, was ich nun weiter vorhabe. Sie werden es ſehen, gab ich zur Antwort, indem ich Gepäck und Seile um meinen Hals band, ihn aber folgen ließ. Als wir das Dachfenſter erreichten, ſetzte ich ihm auseinander, was ich gethan und was ich thun wollte. Ich fragte ihn nach der Weiſe, wie wir in das Dachfenſter kämen. Für den Erſten war es leicht, der Zweite hielt das Seil. Aber wie mit dieſem Zweiten? Vom Fenſter in den Boden hinabſpringend, konnte er ein Bein brechen, denn Niemand wußte den Abſtand zwiſchen Fenſter und Boden. Der Mönch, dem ich dies ruhig vorſtellte, meinte, ich ſolle ihn nur hinunterlaſſen und nachher überlegen, wie auch ich zu ihm gelangen würde. Ich hatte mich genugſam in der Gewalt, meinen Unwillen über dieſe Aeußerung zu zügeln und zum Werk zu ſchreiten. Ich band ihm ein Seil um und ließ ihn, auf dem

Dachforſt reitend, gegen die Oeffnung des Dachfenſters hinunter, indem ich ihm ſagte, er müſſe ſich mit den Ellbogen gegen das Fenſterdach legen und die Füße in die Oeffnung bringen. Dann legte ich mich wieder auf das Fenſterdach und beugte mich vornüber. Er ſolle ruhig ſein, ich halte das Seil feſt, rief ich ihm zu. Valbi kam glücklich auf die Dielen des Fußbodens, band ſich los, und ich zog das Seil hinauf. Aber nun erkannte ich auch daran, daß der Abſtand von der Dachluke bis zum Fußboden meine zehnmalige Armlänge betrug. Hier war kein Sprung möglich. Er rief mir zwar, ich möchte ihm die Seile zuwerfen; aber ich befolgte den albernen Rath nicht.

Nochmals ward die Rückkehr auf die Dachhöhe beſchloſſen, und ich entdeckte hier endlich ſeine Kuppel, an einem Orte, wo ich noch nicht geweſen. Sie brachte mich zu einem mit Bleiplatten belegten Gerüſt neben einer Dachluke mit zwei Flügelthüren, oder vielmehr Läden. Hier zeigte ſich ein Kübel voll friſchen Kalks, Maurergeräth und eine ziemlich lange Leiter. Dieſe letztere erregte meine Aufmerkſamkeit. Ich ſchlang mein Seil um die Sproſſen, erſtieg wieder das Dach und ſchleppte die Leiter, fortrutſchend auf dem Dache, mir nach. Dieſe Leiter mußte in das Dachfenſter, und ſie hatte zwölf mal die Länge meines Armes.

Aber nun fehlte mir die Hülfe des Mönchs. Ich hatte die Leiter gegen die Dachrinne dergeſtalt hinabgelaſſen, daß ihr oberes Ende gegen die Fenſteröffnung lehnte, das untere in der Dachrinne ſtand. Ich zog die Leiter abermals zu mir hinauf und wollte ihr, mich wieder überbeugend, die Richtung geben, daß ſie in die Fenſteröffnung hineintrat. Aber umſonſt. Ihr oberes Ende ging über das Dach hinaus, und der nahende Morgen konnte mich hier finden, Loren; aber bald nachfolgen.

Nun beſchloß ich, mich ſelbſt auf die Dachrinne hinabzulaſſen, um der Leiter die Richtung zu geben. Jene Rinne von Marmor gab mir einen Halt, indem ich der Länge nach darauf lag. Es gelang wirklich, die Leiter einen Schuh in das Dachfenſter hineinzuſchieben, und das verminderte ihre Laſt beträchtlich. Es kam darauf an, ſie nur noch zwei Schuh vorzutreiben; dann beſtieg ich wieder das Fenſterdach und zog ſie mit dem Seile ganz hinein. Jenes zu vollbringen, richtete ich mich auf den Knien empor. Aber während dieſer Anſtrengung glitten meine Knie von der Rinne ab; nur mit der Bruſt und den Ellbogen lag ich noch auf derſelben. Alle Kräfte verſuchte ich, den Unterleib nachzuziehen und mich feſt auf die Dachrinne zu legen. Wegen der Leiter hatte ich keine Noth. Sie war drei Fuß zum Fenſter hineingeſchoben und bewegte ſich nicht. Ich aber, ſobald ich merkte, daß ich feſt lag, ſuchte das rechte Knie auf die Dachrinne zu bringen. Schon war ich derſelben nahe, als die Anſtrengung mir einen Krampf zuzog, ſo lähmend wie ſchmerzhaft. Ein fürchterlicher Augenblick! Zwei Minuten war ich regungslos. Endlich wichen die Schmerzen, und allmälig bringe ich ein Knie nach dem andern auf die Rinne. Nun ruhte ich einen Augenblick aus und brachte die Leiter tief genug in das Fenſter hinein. Sattſam mit den Geſetzen des Gleichgewichts bekannt, ſchaffte ich mich mittels meines Riegels nun ſelbſt nach dem Dachfenſter und zog die Leiter nach, deren Ende mein Gefährte faßte, um ſie an ſich zu ziehen. Jetzt warf ich Seile und Gepäck an den Boden und folgte, dem Mönch in die Arme ſtürzend. Nach kurzen Freundſchaftsbezeigungen unterſuchte ich den dunkeln und engen Ort, an dem wir uns befanden.

Wir kamen an eine eiſerne Gitterthür, die ſich öffnete, wie ich auf die Klinke drückte, traten in einen großen Saal, tappten an den Wänden umher, geriethen an einen großen Tiſch, von

Lehnſeſſeln umgeben, und fanden endlich ein Fenſter. Ich öffne deſſen Flügel, und das Sternenlicht zeigt mir eine furchtbare Tiefe. Hier war an kein Hinablaſſen zu denken. So kehre ich zum Saal zurück, wo unſere Sachen geblieben, und ſetze mich in einen Lehnſtuhl. Ein ſolcher unüberwindlicher Schlaf befällt mich hier, daß, wenn man mir geſagt hätte, es ſei der Tod, ich ihn willkommengeheißen haben würde. Unausſprechlich war das Gefühl dieſes Einſchlafens. In der dritten Stunde weckte mich endlich das Schreien und Stoßen des Mönchs. Er ſagte, mein Schlaf in dieſer Lage ſei unbegreiflich. Ihm war er es, nicht mir, denn er war unwillkürlich, die Natur ſelbſt beſiegte mich, und ich gewann ſo die nöthigen Kräfte wieder.

Im Aufſtehen ſagte ich: „Hier iſt kein Gefängniß, hier muß ſich ein Ausgang finden laſſen.“ Suchend finde ich auch der großen eiſernen Thür gegenüber eine kleinere mit einem Schlüſſelloch, in das ich meinen Spieß ſetze, indem ich ausrufe: „Wenn es nur kein Schrank iſt!“ Nach einigen Stößen wird die Thür geöffnet, und wir treten in ein kleineres Zimmer. Hier finden wir einen Tiſch, worauf ein Schlüſſel liegt. Ich verſuche ihn. Er öffnet und ich gerathe unter Schränke mit Papieren. Es war das Archiv. Eine Treppe, die ſich zeigt, ſteigen wir hinab und kommen durch eine Glasthür in die Kanzlei des Dogen. Nun wußte ich Beſcheid: weil wir, hier uns hinunterlaſſend, in das Labyrinth mehrer kleiner Höfe gerathen wären, griff ich nach einem Kanzleiinſtrument, mit welchem die Pergamente durchſtochen werden, um die Siegel einzuheften. Dies laſſe ich Valbi in die Spalte der Thür ſtecken, die ich mit dem Spieß mache, und handhabe, den dadurch verurſachten Lärmen nicht achtend, daſſelbe ſolange nach allen Seiten, bis ein Loch von ziemlichem Umfang ſich bildet. aber die hervorragenden Splitter drohen uns Kleider und

Haut zu zerreißen. Auch waren es fünf Fuß von dem Fußboden bis zur Oeffnung, denn ich hatte die Stelle gewählt, wo die Breter am dünnsten waren. Aber ich rückte einen Seſſel heran, und der Mönch ſtieg hinauf. Er ſteckte Arme und Kopf durch die Oeffnung, und ich ſchob ihn hindurch in ein Zimmer, deſſen Finſterniß mich nicht ſchreckte. Ich war mit jeder Oertlichkeit bekannt. Mein Gepäck warf ich nach; nur die Seile blieben in dem Kanzleizimmer.

Mir konnte Niemand Hülfe leiſten. Deshalb ſtellte ich zwei Stühle nebeneinander, und einen dritten darauf. Nun ging mir die Oeffnung bis zur Hüfte. Nur halb konnte ich mich hindurchzwängen. Ich mußte Balbi bitten, mich mit aller Gewalt an ſich zu ziehen, und verbiß die Schmerzen, als Haut und Fleiſch mir in Fetzen riſſen. Endlich waren wir draußen, und ich packte meine Habſeligkeiten zuſammen. Ungeſäumt eilte ich zwei Treppen hinunter und gelangte durch eine von innen zu öffnende Thür in den Gang, welcher zur ſogenannten Königstreppe führt. Aber dieſe, groß wie ein Stadtthor, war gleich der der Flur mit vier Thoren verſchloſſen. Sie zu ſprengen hätte ich eine Petarde oder einen Mauerbrecher gebraucht, und nun ſchien mir mein Spieß zu ſagen: „Hic finem posuit!“ (Dieſer hat dich ans Ziel gebracht.) Das theure Werkzeug meiner Befreiung verdient neben dem Altar meines Schutzheiligen ex voto aufgehängt zu werden. Froh und heiter ſetzte ich mich nieder und ſagte Balbi, daß meine Arbeit vollbracht ſei; Gott und das Glück würden das Weitere thun.

Abbia, chi regge il ciel, cura del resto,
O la fortuna, se non tocca a lui.*)

*) Er, der im Himmel thront, ſorge für das Uebrige!
Oder Fortuna, wenn es ſeine Sache nicht iſt!

„Heute", fuhr ich fort, „ist Allerheiligen, morgen Allerseelen, und schwerlich kommen die Zimmerwärter herauf. Zeigt sich einer und öffnet die Thür, so rette ich mich, und Sie folgen mir. Kommt Niemand, so bleibe ich hier und sterbe vor Hunger. Ich kann es nicht ändern."

Balbi's Wüthen, Schmähen und Verzweifeln überschritt alle Grenzen. Doch ich erhielt mich geduldig und sann darauf, mich völlig umzukleiden. Glich Balbi auch einem Bauer, so war sein Anzug doch nicht zerrissen, zerlumpt und voll Blut, wie der meinige. Ich zog meine Strümpfe ab und entdeckte an jedem Fuß starkblutende Wunden, die ich der Dachrinne und den Bleiplatten verdanke. Ich zerriß mein Schnupftuch und verband sie mit Bindfaden, den ich bei mir trug. Dann zog ich mein seidenes Kleid an, das sich sonderbar genug bei der Kälte ausnahm, ordnete meine Haare und band sie in den Haarbeutel, legte seidene Strümpfe und ein Hemd mit Spitzenmanschetten an. Meine alten Kleider warf ich hinter einen Lehnstuhl. So glich ich einem Stutzer, der nach einem Ball an irgendeinem verdächtigen Orte zerfaust worden war.

In diesem Anzug, den spanischen Federhut auf dem Kopf, trete ich gegen ein offenes Fenster, und — dies erfuhr ich erst nach zwei Jahren in Paris — ein Müßiggänger unten, der mich sieht, benachrichtigt einen der Aufseher davon. Dieser fürchtet, Jemanden durch zu frühzeitiges Zuschließen eingesperrt zu haben. Ich höre das Geräusch der Schlüssel und Schritte, welche die Treppe heraufkommen. Ein Spalt in der Thür zeigt mir einen einzelnen Menschen mit Schlüsseln in der Hand. Gleich gebiete ich mit ernster Miene Balbi das strengste Stillschweigen, verberge das Stilet unter meinem Kleide und stelle mich so an den Eingang der Thür, daß ich nur einen Sprung zur Treppe brauche. Die Thür öffnet sich, und mein Anblick nimmt dem Mann, der sie aufschließt, alle Fassung.

Aber stumm und ohne Aufenthalt stürze ich an ihm vorüber. Der Mönch folgt springend nach. Mit gelassenem Schritt, ohne zu laufen, nehme ich die Richtung zur großen Treppe, während Balbi ruft: „Zur Kirche! zur Kirche!" Sie lag rechts, etwa 20 Schritte von der großen Treppe ab.

Doch ich suchte nicht dort mein Asyl, sondern außer den Grenzen des Gebiets von Venedig meine Rettung. Drum eilte ich nach dem Kanal, sprang in eine Gondel, ließ den Barcarol noch einen Ruderer zu Hülfe nehmen und versprach einen Filippo, wenn er mich schnell nach Fusino fahren würde, von wo es nach Mestre und Treviso gehen sollte. Schnell ergreift er das Ruder.

Druck von A. W. Pockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Erzählung von

Friedrich Gerstäcker.

Preis 10 Sgr.

Eine neue humoristische Erzählung des beliebten Schriftstellers, die alle Freunde echten Humors ergötzen wird und eine besonders anziehende und unterhaltende Reiselectüre bildet, zumal darin „Reiseabenteuer" geschildert werden.

Album aus Italien.

Von

Adolf Doerr.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Gedichtsammlung, König Ludwig von Baiern von dem „dankbaren Verfasser" gewidmet, wird dem jungen Dichter gewiß zahlreiche Freunde erwerben. Sie ist gleichsam ein **poetischer Führer durch Italien**, der namentlich allen nach Italien Reisenden oder dort Gewesenen hohen Genuß darbieten wird.

Die Grabmäler der Römischen Päpste.

Historische Studie

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Schrift von Ferdinand Gregorovius, der seit mehren Jahren in Italien weilt, ist im voraus der günstigsten Aufnahme beim deutschen Publicum gewiß. So auch die vorliegende, welche „die Grabmäler der römischen Päpste" behandelt und nicht blos den Historikern, sondern Allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, Belehrung und Unterhaltung darbietet, besonders auch Denen, welche die „ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Figuren.

Geſchichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corſica hat eine ſo glänzende Aufnahme gefunden auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien überſetzt worden iſt, daß ebenſo dieſe italieniſchen Schilderungen deſſelben auf die freundlichſte Theilnahme rechnen konnten, die ihnen auch bereits in vollem Maße zutheil wurde. Es ſind „Blätter aus ernſten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weiſe des Verfaſſers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Beſuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltiſchen Ufer; Idyllen vom Lateiniſchen Ufer; Römiſche Figuren; Capri, eine Winſiedelei.

Lieder des Giovanni Meli

von Palermo.

Aus dem Sicilianiſchen von

Ferdinand Gregorovius.

8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name Giovanni Meli's iſt als der des berühmteſten Dichters Siciliens allgemein bekannt, ſeine Gedichte ſelbſt aber waren außer je einem von Goethe und von Herder überſetzten wegen der örtlichen und ſprachlichen Abgeſchiedenheit Siciliens im Auslande faſt gänzlich unbekannt. Somit iſt die vorliegende meiſterhafte Ueberſetzung der beſten Gedichte Meli's von Ferdinand Gregorovius (Roſenkranz zugeeignet und mit einer hiſtoriſchen Einleitung verſehen) in literarhiſtoriſcher Beziehung von beſonderm Werthe. Aber namentlich werden ſich alle Freunde echter Poeſie an der Grazie dieſer reizenden Lieder, die in der meiſterhaften Ueberſetzung wie Originale erſcheinen, wahrhaft erfreuen.

Briefe eines deutſchen Künſtlers

aus

Italien.

Aus den nachgelaſſenen Papieren

von

Erwin Speckter

aus Hamburg.

Zwei Theile. 12. Geheftet 3 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek italienischer Classiker.

12. Geh. In einzelnen Bänden zu 10 Ngr.

Unter diesem Titel wird von der Verlagshandlung dem deutschen Publicum eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** dargeboten. Es sind dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sonst bereits in ihrem Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Neumont, Streckfuß, Witte** u. A. benutzt werden. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die Bibliothek italienischer Classiker erscheint in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst folgende Werke, welche auch einzeln zu haben sind:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von Friedrich Lautsch. Zweite Auflage. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette ꝛc. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von Karl Förster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von Paul Ludwig Leyh. 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die Bibliothek italienischer Classiker Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen meist **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt.

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbild.). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildung.). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbild.). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Aufl.
Eisenbahn v. München n. Augsburg u. Ulm (m. 8 Abb.) Zweite Aufl.
Plan von München und **Eisenbahn von München nach Starnberg.**
Die Donau von Ingolstadt nach Passau (mit 2 Abbildungen).
Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abb.). (Doppelblatt.)
Eisenbahn v. Karlsruhe nach Strasburg u. Lahr (m. Plan v. Karlsruhe).
Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Schaffhausen (mit 1 Abb.).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein von Mainz nach Coblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Coblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirgs).
Plan von Kassel.
Eisenbahn von Magdeburg nach Hannover u. Göttingen. (Der Harz.)
Eisenbahn von Berlin nach Hamburg (mit 4 Abbildungen).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.

Weitere Karten und Stadtpläne werden in rascher Folge erscheinen.

Jedes Blatt (in Octavformat sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Eisenbahnkarte von Centraleuropa. Mit einem Verzeichniss der in Deutschland und Oesterreich befahrenen, im Bau begriffenen und projectirten Eisenbahnen. — In Octavformat cartonnirt. 7½ Sgr.

Brockhaus'
Reise-Bibliothek
für
Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Preis des Bändchens 10 Silbergroschen.

Verzeichniß von Schriftstellern,
welche Beiträge für die Reise-Bibliothek geliefert oder zugesagt haben:

Karl Andree.
Karl Gustav v. Berneck.
Adolf Bock.
Friedrich Bodenstedt.
Aurelio Buddeus.
Bernhard Cotta.
Marie Förster.
Friedrich Gerstäcker.
H. Girard.
Rudolf Gottschall.
W. Häring (Willibald Alexis).
Ferdinand Hochstetter.
Nikolaus Hocker.
J. E. Horn.
Siegfried Kapper.
Alexander Kaufmann.
Heinrich Koenig.
Friedrich Körner.
F. Gustav Kühne.
Max Kurnik.
Franz Löher.
Hermann Marggraff.
Hermann Massius.
Emil Müller.
Otto Müller.
Wolfgang Müller von Königswinter.
Heinrich Pröhle.
Josef Rank.
Adolf Schmidl.
Levin Schücking.
Ludwig Steub.
Ernst Willkomm.
Karl Winter.

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende Bändchen erschienen:

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schilderein aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**

Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**

Auf den Schlesischen Eisenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Von **Max Kurnik.**

Prag. Von **F. Gustav Kühne.**

Von der **Reise-Bibliothek** werden zunächst folgende Bändchen erscheinen:

Reisebuch von Köln bis Minden. Von **Levin Schücking.**

Reisebuch von Dresden bis Prag. Von **Karl Winter.**

Reisebuch von Eisenach nach Frankfurt a. M. Von **Emil Müller.**

Donaubuch von Regensburg bis Galacz. Von **Adolf Schmidl.**

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**

Der Niederrhein. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Der Main. Von **Alexander Kaufmann.**

Das schlesische Gebirge und die schlesischen Bäder. Von **Rudolf Gottschall.**

Die böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**

Thüringen. Von **Bernhard Cotta.**

Rügen. Von **Hermann Masius.**